

SPIEGELBLATT

Nr. 34

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1902

Maler Figge.

Erzählung von Georg Nordensvan. Deutsch von E. Stine.

(Fortsetzung.)
Da stand Dina, in Ebba Brahe's Kostüm gekleidet, das Ulf für sein Bild hatte machen lassen.

„Wie geht es Ihnen seit gestern? War es nicht lustig?“

Figge stand hinter Svante und schaute das

Kloster zu fahren, um sich ein wenig Farbe für das Interieur seines Preisbildes zu holen. Und als Dina äußerte, daß der Eigentümer des Platzes vielleicht keine ungeladenen Gäste haben wolle, meinte Figge: „O, ich will mir schon die Füße trocken,“ und traktete mit seinen Sohlen am Fußboden.

welche ein lichter Frühlingshimmel schien. Dann eine Abendstimmung mit langen geraden Wolken. Auf diese hatte Figge einen langen Eisenbahngzug gesetzt, der immer kleiner und kleiner wurde und allmälig in eine Reihe von Mäusen überging, welche einander beim Schwanz hielten.



Im Sommer. Nach dem Gemälde von V. P. Mohn.

goldlockige Mädchen an, das auf den Modelltisch gestiegen war, einen großen Spangenkrag um den Hals. Er wußte nicht recht, wie er sich benehmen sollte; er sprach mit Dina und ihrer Kollegin, die als Begleitdamen fungierte, von Masken und Trachten, er zupfte an der Guitare, redete über Moden und über die Sitte der Darlestanterinnen, ihre Kinder auf dem Rücken zu tragen. Er blätterte in einem Werk über historische Kostüme und fand es sonderbar, daß das siebzehnte Jahrhundert dem achtzehnten so genau glich. Er sprach davon, in's Schloß Sto-

Die Mädchen lachten. Figge wurde immer lebhafter und unternehmender, brachte die unmöglichsten Witze hervor, sang schomische Weisen und Bellmannslieder zur Guitare.

Einstweilen begann Ulf mit ein paar Strichen die Figur in sein Bild einzuziehen. Sodann bot er Wein an und ließ die Gäste alles sehen, was er im Atelier hatte: Kunstrempfände, Zeichnungen, Bilderverle und alte Studien. Da kam auch eine in düsterer Stimmung gehaltene Landschaft hervor, auf deren Himmel Figge eine Luke gemalt, durch

Die Damen lachten über Alles und waren seelenvergnügt. Ulf lachte mit. Bei solchem Humor hatte er Figge noch nie gesehen.

Nachdem die Herren alleingeblichen waren, sprach Figge von Dina und Ulf von seinem Bilde.

V.

Vielleicht war es die Eile und Unruhe wegen der Preisbewerbung, die Ulf reizbar, nervös und schweigsamer als früher machte.

Figge dagegen spazierte mit aufwärts zeigenden

Schnurbartspitzen in den Straßen einher, „gentiler Kerl, der sich gegen das Frühjahr zu gewaltig herausgeschält hat“. Seine Wege führten ihn jetzt in Stadtgegenden, wo man ihn vordem niemals zu sehen pflegte, und gar oft begegnete er bei diesen Färsfahrt ganz zufälligerweise Fräulein Dina. Dann ging es hinaus nach Skeppsholm oder weiter hin in den Thiergarten. Es war Lenz, die Wege trocken, und schon begann unter all dem Grau und Braum des Vorjahres ein wenig Grün hindurchzuschimmern. Figge war angenehm, sprach von Dingen, welche das Fräulein interessierten, von Büchern, die er nie gelesen, von Plänen, wo er nie gewesen, am allermeisten aber von Kunst, Skizzen und Motiven. Das Malen jedoch schien er total satt bekommen zu haben.

„Bilder, das ist doch das Langweiligste, was es gibt, nicht wahr? Dumme Leute das, die Bilder kaufen — aber die keine kaufen, sind noch dümmer, versteht sich. Nein, wissen Sie was, ich gedenke Bäder zu werden, das ist ein nützlicher Beruf — und dann so pittoresk! Denken Sie nur, die weißen Gestalten bei Nacht — und die großen Dosen, wie es da herumfliegen! Und dann ist das ein Gewerbe, von dem man leben kann. Bissen Sie, daß viele Brod! Meine Frau muß schon die Brotlaibe backen können — aber mich will wohl keine haben — nicht?“ Dies lebte mit einem Seitenblick auf Dina.

Dann setzten sie sich in's Groß, er riß eine Manschette herab und warf sie auf den Boden, um die weiße Farbe mit der umgebenden Landschaft zu vergleichen, und sang dazu seine schönen Lieder, seine zugleich melancholischen und lustigen Lieder, so fröhlig und einsach.

Summer öfter trafen sich die beiden, man blieb stehen und spielte den Neberrauschten. — „Sieh da, Herr Molin, sind Sie ausgegangen? Ich dachte, Sie sitzen bei Ihrem Bild...“

„Nein, ich hatte heute keine Lust, das Wetter ist gar so schön —“ und dann bestimmten sie bei der Trennung die Zeit der nächsten Promenade, bei welcher das neulich abgebrochene Gespräch fortgesetzt ward.

Da tauchte ganz unerwartet Ulf auf, grüßte fröhlig wie immer, und ohne irgend welche Verbeugung zu zeigen — „Ah, gehen Sie auch spazieren?“ — und ging natürlich mit ihnen. Figge schaute wie gewöhnlich. Dina war gut gelannt, sprach mit Svante von Figge's und mit diesem von Svante's Eigenheiten, ohne sich über das Letztere Bedringlichkeit erzürnt zu zeigen.

Beim ersten Mal, wenn sie spazieren gingen, schaute Ulf sie an. Er tauchte hinter Büscheln auf, kam um die Ecken und aus Gossenhören hervor, war allgegenwärtig, wohin auch der Fußfall Dina und Figge führte. Und dieser weite, wie Affenmann bei seinen Spaziergängen immer schwermüthiger wurde.

Wo immer sie sich trafen, immer hatten sie Dina zwischen sich. Und in der Zwischenzeit malten sie, sehr in seiner Weise.

Figge's ganze Thätigkeit bestand jetzt allerdings zur größten Theile darin, daß er, die Zigarette im Mund und die Palette in der Hand, vor seinem Bild saß.

Auf diese Art ging es durchaus nicht, und er hatte eine neue Idee und begann die ganze Komposition umzudenken. Aber er konnte nicht wie früher arbeiten, er dachte an alles Andere, mir nicht an Farben und Palette. Nun sah er, daß etwas passierte ihm und Ulf gefallen war, und es verdeckte über die Farbe, woum er kaum dachte, daß er vielleicht den Fußfall gegenüber zu der Stelle, die Ulf mit jedem Tage beunruhigt hervorrief. Sollten sie beide, die ja Vieles gemeinsam hatten, nun anfangen, einander mit schiefen Augen zu betrachten — ohne Lippe, ohne mindestens Schwungende? Figge wollte das ja gar nicht in den Kopf kommen, er wollte sich freuen eines Affenmanns in Allem, was dieser verlangen möchte, sagen — ausgesprochen natürlich kein, die Begeisterung mit Dina abzutreten, denn das wäre ja nicht als klug gewesen. Sollte er Ulf's wegen nicht einmal mit ihr reden dürfen?

Früher hatte Dieser niemals verstimmt dreingeschaut, wenn er sie in anderer Gesellschaft gesehen. „Gehst Du mit ihr, so spring' ich aus,“ hatte er öfter als einmal gesagt.

Mitunter aber kam über Figge die Empfindung, als kenne er im Grunde genommen seinen Freund herzlich wenig, und er genierte sich jetzt beinahe, ihn Affenmann zu nennen.

Es klopfte an Figge's Thür. Er stand vor seiner Staffelei. Svante trat ein.

„Weißt Du was?“ rief Figge ihm sogleich entgegen.

„Nein,“ sagte der Andere.

„Na, ich will anfangen, Aquarell zu malen — dem das da, das geht nun einmal nicht.“

Worauf er mit einer Verzweiflungsgebärde die Pinsel in eine Ecke warf und die Palette weithin auf den Fußboden schleuderte, daß das Oel aus den „Saucenäpfen“ unverspricht.

Ulf verzog nicht einmal den Mund. Und Figge saß und starrte auf sein unsiertiges Bild, saß mit gerade ausgestreckten Beinen und in die Seite geschrumpften Armen.

Svante war gekommen, um eine Tube Kreuzer weiß auszuleihen. Es war Sonntag, und er bekam keine zu kaufen. Während Figge in dem Waschkorb unter Halskrügen, Fechtmasken, Tüchern und Skizzen nach der Farbe grub, kam Ulf näher, so daß er nicht vermeiden konnte, das Bild zu sehen, welches unbekleidt ganz vorne stand.

„Die blaue Draperie hinter Ebba's Kopf macht sich gut, nicht wahr?“ rief Figge's Stimme aus dem Waschkorb.

Ulf gab es zu. Die Tube ward gesundet, und Ulf wandte sich zum Gehen, ohne sich, wie es früher stets seine Gewohnheit gewesen, auf das schiefe Sophia zu legen und eine Stunde zu verplaudern.

„Hörst Du, Affen...“, rief Figge, und kam ihm nach. Ulf blieb stehen. „Bist Du böse auf mich?“ fragte Figge.

„Weiß nichts davon,“ antwortete Svante so gleichgültig er könnte, jedoch ohne sich umzudrehen.

„Falls Du es wärst,“ lagte Figge ein wenig zaghast, „so muß ich Dir sagen, daß Du dazu durchaus keinen Grund hast.“

Ulf drehte den Thürriegel auf und zu.

„Sonderbarer Einfall! Habe ich ein Wort gesagt, das Dich auf so etwas bringen konnte?“ fragte er nach einer Weile.

„Nei — ein,“ gab Figge zu. „Das ist eben das Dumme, daß Du nicht ein Wort gesagt hast. Siehst Du, ich denke mir... so alte Jungs wie wir... Nein, wir sollten wahrscheinlich nichts zwischen uns kommen lassen.“

Ulf warf ein Wort hin, er sei eben von Natur aus müstreich und könne das nicht ändern.

Allein er müßte hinein und malen. Er hätte Seide.

„Abjo, Du!“

Er wandte sich um und nahm Figge's Hand.

„Glaube das nicht,“ sagte er.

Da stand nun Figge allein und zürnte sich selbst, daß er nicht Alles herausgesagt. Er hatte ja seinem alten Affenmann sagen wollen, wie wenig Grund dieser für seinen Argwohn habe, wie herzlich Figge ihm in Allem Glück und Erfolg wünsche, ja in Allem, und daß er im Stande wäre, ihm, was es auf sei, zu opfern, Dina's Freundschaft, den Preis, dessen er sicher war, die Medaille...

Vielleicht die Medaille doch nicht. Von ihr hingen ja mehrere Jahre seines Lebens ab, sie hatte Alles im Gefolge, Stipendien, Reisen, Studien im Auslande.

Es war schwül hier drinnen. Er konnte nicht malen, er mußte hinans und sich Bewegung machen. Das summerte ihm Dina! Sie war ein schönes Mädchen, aber wenn es Affenmann ärgerte... Er wollte ihr ausweichen, mindestens, wenn Svante sie sah. Und übrigens dauerte es ja nie länger als acht Tage.

Das alte Gewohnheit hatte Figge, dieweil er so zusammen, den gewohnten Weg, der zu ihrem Thore führte, eingeschlagen. — Er hatte einmal von der unzählbaren Ursache gesprochen, die ihn Künstler

werden ließ, und sie hatte gefragt, welches die unsichtbare Ursache seines Unverwandels in den Straßen sei. „Diese Ursache ist just nicht unsichtbar,“ hatte er damals geantwortet. Und darüber lachte er nun und pfiff sich eins und fühlte sich froh und zufrieden — besonders als sie aus ihrer Haustür trat, strahlend und heiter.

„Wie hübsch, daß Sie kommen. Nun wollen wir spazieren gehen und lustig sein, furchtbar lustig, nicht wahr?“

Figge versuchte, den Grünsten zu spielen, und sprach von Bildern und Reisen. Er wolle nach Paris fahren, sobald er Geld habe. Dina sah, wie stramm und ordentlich er ging, die Hände auf dem Rücken, den Blick gerade vor sich hin gerichtet. Sie leinte, wie gewöhnlich, das Gespräch auf ihn selbst und seine Eigenheiten hinüber, und bei jedem Versuch, zu entschlüpfen, fühlte er sich unverstehlich zu dem zurückgezogen, was Dina zu sagen hatte. Sie neckte ihn, sie plauderte von heikeln Dingen mit einer Leichtigkeit, als handle es sich um das Einfachste auf der Welt, sie sprach von ihrer Kindheit, erzählte, wie verständig und ernst sie im Alter von vierzehn, fünfzehn Jahren gewesen. Und Figge unterbrach sie mit den Worten: „Ja, das ist aber auch schon sehr lange her!“

Beide lachten. Figge's gute Vorsätze flogen insgesamt nach allen Winde, und er war wieder der alte, der lustige, der richtige Figge, der in unberechenbaren Sprüngen von einem Thema zum anderen hüpfte. Sie scherzten wie zwei Kinder und waren feelenfroh, und als er sie bei ihrem Hausthor verließ, war er vergnügter, als er seit langer Zeit gewesen. Und wie er summend die Straße hinunterschritt, traf er auf ein paar Kollegen, fuhr mit ihnen in den Thiergarten, speiste dort und trank Bier, schlug in der Regelbahn Purzelbänke, war ausgelassen wie dazumal draußen in der Landschaftsschule, sang Gassenhauer und versicherte feierlich, so hätte er nicht mehr gelacht, „nein wirklich nicht, seit Papa gestorben ist.“

„Na, und wird man endlich sein Meister, so hat man doch wenigstens sein Blästrich gehabt, das habe ich immer gesagt.“

Diesen Abend war er Ulf nicht begegnet, wiewohl er hinter jeder Ecke, jedem Baum dessen Anwesenheit ahnte, und hatte ihn auch nicht, wie sonst öfters, des Weges daherkommen und, ohne sich zu nähern, in aller Stille kehrt machen sehen.

Nein, heute hatte Ulf keine Zeit, spazieren zu gehen. Er war bei seinem Preishilde geblieben. Wohl war es genau durchstudirt und in allen Einzelheiten gewissenhaft ausgeführt. Über jetzt, nachdem er Figge's nachlässigen Entwurf gesehen, kam ihm sein eigenes Bild vor wie eine Theaterzene mit Zeitzeitmenschen, die in Theaterkostümen steckten, welche ihnen nicht paßten. Er hatte Ausdruck in seiner Komposition und seinen Gedanken, er hatte Seide, Pelzwerk und Gitarren und Goldleder und einen alten Fußteppich, und doch war es nicht so, wie er es haben wollte. Es verdroß ihn, daß Figge seinem „Gustav Adolf und Ebba Brähe“ ein so stilvolles, wenn auch einfaches Gepräge zu geben gewußt hatte. Seine eigene Farbe war schwach und einfarbig. Und Welch' guter Gedanke von Figge — diese blaue Draperie, die unter all den warmen Farbentonnen einen so glänzenden Effekt hervorbrachte und Ebba's blondlockiges Haupt so mächtig hervorhebt! Lebrigens hätte er wohl diese Farbe auch selbst gefunden, ohne je Figge's Bild gesehen zu haben.

Er mußte sehen, wie es sich auf seiner Leinwand ausnehmen würde. Er zog ein paar blaue Flecke dahin. Sie machten sich gut, sehr gut, sie trösteten das Ganze auf. Nein, es war unmöglich, geradezu unmöglich, eine andere Farbe als blau zu wählen — das mochte ein Blinder sehen. Eine rothe Goldlederwand hinzusehen, so wie er es früher gehabt, hieß das ganze Bild verderben. Er war auch niemals mit dieser Farbe zufrieden gewesen.

Er suchte ein paar Ellen blaue Seide hervor, hing sie auf dem Schirme auf und begann darnach eine Draperie zu malen.

Es war Figge's Idee, zugegeben. Aber war

er Figge irgend etwas schuldig? Sie konnten sich wohl als quitt aufsehen. Figge hatte ihm Dina's Freundschaft gestohlen. Dina war in letzter Zeit tot seit geworden, sie ärgerte ihn, was sie vor dem nie gewagt, sie schickte ihn auf Botengänge, wie sie ihr Eilevengesel zu schicken pflegte, sie lachte grausam über seine griesgrämige Leichenbitterniere und behandelte ihn nicht mehr so rücksichtsvoll wie früher, als sie noch ebenso großartige Vorstellungen von ihm hatte wie alle anderen Mädchen.

(Fortsetzung folgt.)



Faus Ek und Geh Sink.

Bilder aus der deutschen Agrargeschichte
von A. Demmer.

(Fortsetzung.)

Das währte freilich einige Zeit. Denn während der Bauer als freier Mann in Ostelbien Platz nahm, fanden die Vorfahren unseres blauäugigen, ahnenstolzen Junkerthums größtentheils als Sklaven Eingang. Ministerialen, unfreie Dienstmannen waren es zumeist, die von den askanischen Markgrafen in's Land gezogen wurden, um die Landesverteidigung zu übernehmen. Für ihren Unterhalt wurde die märkische Ritterschaft, gleich dem Bauern, auf eigenhändig betriebene Landwirtschaft angewiesen: blos bekamen sie ein höheres Stück als der Bauer, nämlich der Ritter sechs, der Knappe vier Hufen, weil jener außer seiner eigenen Person drei bis vier reisige Knechte, dieser zwei bis drei Spießjungen zum Heeresdienst zu stellen hatte. Außerdem genoß die Ritterschaft völlige Freiheit von Abgaben und staatlichen Frohnden, weil ja ihre Leistungen an das Gemeinwesen im Zunftmarkttagen ihres Fasses bestanden. Das war also kein Privileg, sondern im Gegentheil konnten die Ritter froh sein, von der freien Bevölkerung der Mark baldigst als ebenbürtig angesehen zu werden. Das mußte hier mit Leichtigkeit geschehen, wo man so wenig nach der Herkunft fragte, und war selbstverständlich auch durchaus in der Ordnung. Aber die Ritterschaft maßte sich bald eine bevorzugte Stellung an, nach der Art derjenigen der Ritter im Mutterlande, er wurde im Lauf der Zeit zu einem Fendadel. Während die Bauern blos durch ihre Schulzen in Beziehungen zu den markgräflichen Bögten und damit zur Staatsgewalt traten, standen die Ritter unausgefechtet in direkten persönlichen Beziehungen zu dem Träger der Staatsgewalt, dem Markgrafen; dieser war in den unruhigen Zeiten auf ihre Dienste und in Ermangelung von Zwangsmitteln auf ihren guten Willen angewiesen. Sie aber traten ihm in korporativer Geschlossenheit als Stand gegenüber und gewannen auf diese Weise allmälig die Stellung einer militärischen Aristokratie.

Dadurch brauchte nun die wirtschaftliche Lage des Bauern zunächst garnicht in Mitleidenschaft gezogen zu werden, sie wurde es auch nicht, und darum ließen ihn jene Vorgänge vollständig kalt. Das dicke Ende kam aber nach. Die Markgrafen aus dem Hause der Askanier waren durchweg keine großen Ökonomen, sie waren beständig in Kriege und Feinden verwickelt, und sie hatten die schöne Angewohnheit, ihre Lände unter die männliche Nachkommen zu thelen. So weiß eine alte Geschichte zu erzählen, daß einmal neunzehn solcher Theißfürsten zugleich auf der Höhe von Rathenow gestanden und gelagt hätten, wie ihrer so viele seien, drum geziehe keiner eines standesgemäßen Einkommens. Wie sollten sie ihrem unausgefechteten Dafses abhelfen? An Erhöhung der bäuerlichen Abgaben konnten sie nicht denken. Aber ein rettender Ausweg eröffnete sich ihnen, der freilich von beträchtlichem Leichtsinn und origineller Aufsicht in politischen Dingen zeugt: der Verkauf staatlicher Hoheitsrechte und zwar an ihre lieben Getreuen, die Junker. Auf diese niedliche Weise gingen Abgaben, Frohdienste, niedere Gerichtsbarkeit usw. in die Hände des Adels über, um von diesem zum persönlichen Vortheil wahrgenommen zu werden. Wie die Askanier, so machten

es die Luxemburger und die Hohenzollern mit dem Ergebnis, daß gegen Ende des Mittelalters die Pflichten der märkischen Bauern gegen den Staat Pflichten gegen den in ihrer Mitte wohnenden Junker geworden, sie selber in manigfache persönliche Abhängigkeit von dem Adligen gerathen waren.

Auch dadurch wurde die wirtschaftliche Lage und die persönliche Freiheit der märkischen Bauern nicht unmittelbar berührt. Noch zu Anbruch der Neuzeit ging es ihnen so gut, daß sie nicht im Traume daran dachten, an der großen Erhebung der süd- und westdeutschen Bauern anno 1525 sich zu beteiligen. Aber eben jetzt war hier im Osten die große, wirtschaftliche Umwälzung, unter die im frischer entwickelten Westen die Niederlage der ländlichen Demokratie das Punktum setzte, im Zugzeuge. Das Ritterheer war seit der Erfindung der Feuerwaffen veraltet, wurde durch angeworbene Fußtruppen verdrängt. Damit entfielen die Kriegsdienste des Junkers, die ihm bei den unauhörlichen Feinden eine Masse Geld eingebracht hatten. Mit Wegelagern war auch nicht mehr viel zu verdienen. Gleichzeitig aber hatte sich in den auch im Osten emporgeblühten Städten schon viel Kapital angehäuft. Wollte nun der Junker es den reichen Bürgern gleich thun, so mußte er sich wohl oder übel der intensiveren Betwirtschaftung seines Rittergutes widmen. Dieses bestand nun längst nicht mehr aus den vier bis sechs Hufen der Kolonisationszeit. Mit Hilfe seiner Reisigen hatte der Junker schon im späteren Mittelalter fleißig in den Markwaldungen gerodet, wogegen die mit ihm im Gemenge liegenden Bauern nichts zu erwarten fanden, da bei der Reichlichkeit des unbebauten Landes hier noch einem Leben das Recht des Rodens zustand. Der Adel freilich hatte sich dabei so tüchtig in's Zeug gelegt, daß bereits gegen 1300 Rittergüter von 20 Hufen (600 Morgen) keine Seltenheiten waren. Das hatte damals den Bauern weiter nicht geschadet. Wie aber nun, wenn der Junker um seinen Besitz ökonomisch anzumühen und ihn womöglich zu vergrößern, in die Rechte und das Eigenthum des Bauern eingriff? Das war selbstverständlich brutale Vergewaltigung. Aber die Übertragung staatlicher Rechte durch Aufkauf bot den Junkern die Handhabe dazu. Die Frohdienste, die der Bauer dem Staat zu leisten hatte, sollten in dessen Bedürfnissen ihre Maßgabe finden und waren deshalb nicht klar umgrenzt gewesen. Die Abgaben waren freilich klar begrenzt. Aber nach adeliger Theorie ging daraus hervor, daß der Bauer garnicht Eigentümer seiner Scholle sei, sondern der Staat: also nunmehr der Junker. Aus dem römischen Recht ließ sich dann nach berühmten westdeutschen Musteru der Grundsatz herleiten, daß der Bauer überhaupt von Hans aus gar kein freier Mann, sondern ein Sklave, ein Leibeigener sei, der selber an die Scholle gebunden sei, den der Junker aber mit Zug und Recht expropriieren könne, wenn es ihm gut und nützlich diene.

Man wird fragen, wie sich denn die Staatsgewalt zu diesem Vergewaltigungsprozeß verhielt. Nun, die Kurfürsten waren in den Fingern der Junker. Die Joachim I., Joachim II. usw. hatten mehr Schulden, als Haare auf dem Kopfe, waren darum vollständig abhängig von den adeligen Ständeversammlungen und mußten darum Allem, was den edlen Herren beliebte, die gesetzliche Weihe ihrer fürstlichen Unterschriften und Insiegel geben. Schon 1517 verpflichtete sich Kurfürst Joachim I., den Bauern kein Gerichtsgeleit zu geben, ehe er nicht den Edelmann gehört habe. Landtagsabschiede von 1536, 1538, 1539 und dann wieder 1572, 1602 sprachen die Schollenbindung des Bauern aus, raubten ihm die Freiheit. Die Frohdienste wurden für ungemein erklärt, der Gesindezwangsdienst eingeführt. Und die gesetzliche Entrichtung des Bauern wurde komplett, indem Joachim II. den Junkern erlaubte, die Bauernhöfe zu „legen“, d. h. den Schulzenhof, die Schäferei, die Bauernstellen einzuziehen und zum Rittergute zu schlagen oder auch für den adeligen Nachwuchs in neue Rittergüter mit der geziemenden Steuerfreiheit zu verwandeln. Thatsächlich geübt worden war das Legerecht

schnell vor dieser gesetzlichen Sanktion: seit 1540 ist viel davon die Rede. Während im Übrigen die Versklavung des Bauern im Osten die gleichen Bilge trägt, wie im Mutterlande, blos daß sie später eintritt, ist das „Legen“, auch „Abmeieren“ genannt, ein Novum, wenigstens hat es im Westen und Süden keine bedeutende Rolle gespielt; eine um so gräßere in Ostelbien, wo die Latifundien unserer Junker auf diesem ehrenbaren Wege zu Stande gekommen sind. Zunächst wurde dabei noch die Fiktion eines Kaufes aufrecht erhalten: natürlich eines Kaufes, bei dem der Käufer den Preis nach seinem Belieben festsetzt. Gegen 1600 sagt der märkische Jurist Koeppen darüber: „Es steht fest, daß die Bauern mehr als billig gezwungen werden, ihre Güter den Herren zu verkaufen.“ Und im Jahre 1606 heißt es darüber, in Brandenburg werde dabei „großer Missbrauch und Unordnung gespuret“. Bald verzichtete man auch auf die Komödie, die Bauerngüter mit einem Apfel und einem Ei zu „bezahlen“. Man war doch Herr auf seinem Gut, die Bauern Sklaven. Wenn man ihnen ihr Land, auf dem sie blos gebuldet waren, nahm, so zogen sie ja in die Herrlichkeit der Tagelöhner ein, bekamen wenig zu essen, aber um so mehr Prügel: mehr konnten sie gewiß nicht verlangen. Auf dem Wege der einfachen Konfiszation verschwanden also schon vor dem dreißigjährigen Kriege viele Tausende bäuerlicher Hufen in der Mark, während des Kriegsends herrschte ohnehin völlige Anarchie, wurden zahllose Bauernstellen wüst, die der Adel ohne Weiteres einzog, und nach dem westfälischen Frieden war das Herrentrecht der Junker schon etwas Althergebrachtes: sie schlndten weiter Bauerngüter, bis ihr Landhunger vorläufig so ziemlich gestillt war, um wieder anzufangen, wenn sie neuen Appetit bekamen.

Von den märkischen Junkern, ebenso gut wie von den pommerschen, gilt das viessagende Säcken, das gegen 1600 über die Letzteren ein pommerscher Schriftsteller prägte: „Säcken deit men, wat men will.“ Und wie von den märkischen und pommerschen, so gilt es auch von dem preußischen, schlesischen und schleswig-holsteinischen Adel. Im ganzen ostelbischen Gebiete des heutigen preußischen Staates haben sich die agrarischen Verhältnisse von den gleichen Voraussetzungen aus in gleichmäßiger Weise entwickelt. Der einzige Unterschied, der hier obgewalstet hat, ist der, daß nicht allenfalls die Expropriationspolitik des Junkers wider den chemals freien und erblichen Besitz der Bauern die gleiche Höhe erreicht hat. Während in Brandenburg, Ostpreußen, Schlesien wenigstens Reste des Kleinbauernthums, wenn auch in willenloser Abhängigkeit vom Junker, erhalten blieben, gediehen die Dinge in Holstein und Pommern nahezu dahin, daß der bäuerliche Kleinbetrieb völlig ausgerottet wurde durch den adeligen Großbetrieb. Von Holstein her verbreitete sich im nordöstlichen Deutschland im 18. Jahrhundert das neue intensivere Feldsystem der Koppelswirtschaft, das keine ewige Weide kennt, sondern das gesammte verfügbare Land in 8 bis 11 Schläge teilt, auf denen jährlicher Wechsel der Bestellung in regelmäßigem Turnus eintritt. Dies System benötigt ausgedehnte und vor Allem geschlossene Flächen. Seine Einführung bedingte also das gänzliche Verschwinden der kleibäuerlichen Siedlungen mit ihrem Streubesitz und ihrer Almende. Was in Holstein noch nicht gelegt war, wurde nun gelegt. Wie der große Agrarchistoriker Hansemann sagt, war der Vorgang hier so allgemein, daß es keiner Belege im Einzelnen „für den allgemeinen Entwicklungsprozeß bedarf, durch welchen die adeligen Güter entstanden und vergrößert worden sind“.

Genau so war es in Pommern, wo die Koppelswirtschaft im 18. Jahrhundert auch Eingang fand: noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde im damals schwedischen Theile dieser Provinz das Legen im Großen betrieben. In Ernst Moritz Arndt's „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ z. B. liest man darüber: „In Kügen waren noch in meinen Tagen eine Menge Dörfer verschwunden, und die Bewohner der Höfe waren als arme, heimatlose

Leute davongetrieben worden, so daß die früher Schächte gehalten hatten, jetzt als Schächte und Mägde dienten mußten. Da es gab Edelleute, welche große Dörfer ordentlich auf Spekulation kauften, Wohnungen und Gärten schleiften, große und prächtige Höfe bauten und diese dann mit dem Gewinne von 20—30 000 Thalern verkauften. Dies veranlaßte an mehreren Stellen förmliche Baueraufrütre, welche durch Soldatenentsendungen und Einverfahrungen gebümpft werden mußten. Auch wurden, wie es manche — was aber des verhafteten Gegenstandes wegen verlustig ward —, einzelne Edelleute und Söhne gelegentlich wie Kaiser Tiberius durch nächtliche Überraschungen unter Stichen erstickt. Aber vergleichbare Gräulichkeiten waren nur eine kurze Warnung, und die Dinge ließen darum nichtsdestoweniger ihren gewöhnlichen, häßlichen Lauf."

Das war kurz bevor die große französische Revolution ihre Nachwirkungen auch auf Deutschland erstickte. Bis dahin blieb überall Alles beim Alten: auch im preußischen Staate. Das soziale Königthum hat überhaupt seine Existenz bloß in den Legendenansammlungen der behördlich approbierten Geschichtsschreiter. Da pflegt als erster Bauernfreund Kurfürst Friedrich Wilhelm I. (1640—88) zu figurieren. In Wirklichkeit siegte dieser Landesvater durch den Landtagstreit von 1653 gegen die Belohnung des geliebten stehenden Heeres dem Adel die Bauern von Neuem auf Gnade und Ungnade aus und bestätigte ihnen ihre „herzöglische Gutsherrlichkeit“ noch des Letzteren in Bauern- und Gesetzesordnungen. Unter seinem Sohn, dem ersten preußischen König, geschah schlechterdings nichts für die Leibeigenen Landbevölkerung. Dagegen versuchte Friedrich's I. Nachfolger, König Friedrich Wilhelm I., wenigstens Einiges zu Gunsten der Bauern zu thun: nicht aus Bauernfreundlichkeit oder aus allgemeiner Menschenliebe, sondern in seinem eigenen jünglichen Interesse. Die Leibeigenchaft machte das Junkerthum zum eigentlichen Stammegebiet anstatt des Königs, und die Bauernbefreiung verlor die überzeugende und weiten: die Bauernbefreiung wurde dagegen die Eltern- und Wehrkraft des Landes gehoben, den König zum würtlichen Souverän, was er trotz seiner Nebensachen vom Bronzesessel nicht war, gemacht haben. Daraus war freilich gar kein Denken. Nicht einmal sein am 14. März 1739 erlassenes Verbot des Regens „ohne gegründete Raison“ (1) vermochte er gegenüber dem herzögligen Biderlande und Umgegend des allmächtigen Junkerthums handzuhalten. Ebenso wirkungslos war ein entsprechendes Verbot seines Sohnes, des alten Fritz, vom 12. August 1749, und auch ein daran abgeändertes Edikt vom 12. Juli 1764 war verlorene Gesetzmäßigkeit. Zugnügen hatte der König schon ein ganz besonderes Flügeltes Lust zu erleben. Am 23. Mai 1763 erließ er von Kolberg aus für die Provinz Pommern folgendes Isolische Dekret: „Sollen abholst, und ohne das gegangne Karomire, alle Leibeigenheiten, sowohl in Städten, Abhängen als Städtegenossenbürgern, den Stand an gänzlich abgeschnitten werden, und alle Besitzungen, so sich dagegen opponieren würden, so weit möglich mit Güte, in deren Entschlagnug aber mit Force belasten gebracht werden, daß diese von St. L. M. festgestellte Sache zum Nutzen der ganzen Provinz ins Werk gesetzt werde.“ Da kam der König schon zu Alsbald in den vorpommerschen Landständen in Demmin zusammen und befahlten ihm, daß es bei ihnen gar keine Leibeigenheit gebe, sondern nur — Gutsherrlichkeit. Sie lehrten ihn eine so tröstliche Sprache, daß der König es gerathen sand, nachzugeben, die für Pommern bestimmte neue Bauernordnung vom 30. Dezember 1764 ließ Alles beim Alten. Nicht einmal auf den königlichen Dokumenten vermerkt stand noch die Bauern aus der Leibeigenheit zu befreien. Die einzigen Schritte, was unter ihm einiges Blühende für die Bauern gehabt, waren die neu entdeckten preußischen Empfehlungen und Beppreisen. Sie zum letzten Schluß mitsah er den „hartnäckigen Sach“, bei dem der Gladische sogar das Kopf über Leben und Tod seines Elterns hatte,

auf die „preußische Landesart“, was denn freilich für die damit Geseigneten ein äußerst geringfügiger Gewinn war. Nach all' den Enttäuschungen früherer Jahre war dann der Menschenfeind und Menschenverächter gewordene König schließlich auf dem Standpunkt angelangt, den er 1783 in die Morte fachte: „Drei Tage in der Woche zu dienen ist billig, darüber kann sich kein Unterthan beschweren, und dabei kann er auch bestehen.“ Noch weniger bauernfreundlich konnte auch Friedrich Wilhelm II. nicht wohl sein. Ja, er hat sogar etwas Positives auf dem Gebiet des Bauernschutzes geleistet: das übelklingende Wort „Leibeigenhaft“ wurde durch die Neuprägung „Erbunterthänigkeit“ ersetzt, was denn zweifellos eine bedeutende Reform war . . .

Eben jetzt stießt aber eine neue Zeit gebieterisch an die Pforte. Die französische Revolution brachte das ganze deutsche Gebiet auf dem linken Rheinufer (1150 Quadratmeilen mit ca. 3½ Millionen Einwohnern) auf etsche Fahrzeuge an Frankreich. Hier wurde nun revolutionäre Bauernpolitik betrieben: Leibeigenhaft, Frohdienste, Abgaben aller Art in Bausch und Bogen unentgeltlich aufgehoben und damit das klassische Gebiet des deutschen Steinbauernthums geschaffen. Entsprechendes geschah in den unter französischem Einfluß stehenden Rheinbundstaaten, in den alten deutschen Ländern zwischen Rhein und Elbe, nur daß hier schon liebvolle Rücksicht auf die Interessen des Adels genommen wurde, die Ablösung der Frohdienste und Lasten den Bauern schwere Entschädigungen an ihre bisherigen Herren kostete. Zum Theil hat der Prozeß hier auch erst später eingeholt — Württemberg 1817, Baden und Hessen-Darmstadt 1820, Sachsen 1832 usw. — und durchweg wurde er erst in dem „tollen Jahre“ beendet. Auch Preußen bekam seine Bauernbefreiung: unter dem Eindruck der Katastrophe von 1806 verstanden sich die Junker mit Hängen und Würgen dazu, einige unvermeidliche Zugeständnisse zu machen. Es ist nicht nötig, hier über die preußische Bauernbefreiung viele Worte zu machen. Allgemein ist bekannt, wie es den Junkern gelang, die Leitung der ganzen Sache in ihre Hände zu bringen und somit Alles zu ihrem Besten zu fehren. Die ganze Reformgejegnung hat daher von 1815—1848 Alles in Allem nur 70 582 Bauernstellen geschaffen. Dafür heimste aber der Adel ein: 1 533 050 Morgen Land, und für Ablösung der Frohdienste und Lasten 18 544 768 Thaler Kapitalabzahlung, 1 599 992 Thaler jährlicher Rente und 260 069 Scheffel Getreide. Unentgeltlich aufgehoben wurde bloß die Leibeigenhaft: die Sklaven bekamen die natürliche Freiheit. Auch das war bekanntlich für die Junker mit ein Borthell. So sind sie aus der großen Presse der preußischen Bauernbefreiung neu geträgt und bereichert hervorgegangen, anstatt den ganzen Haub ihrer Vorfahren herausgeben zu müssen.

Zugzalleadem muß es als eine unberechtigte Bevorzugung Preußens bezeichnet werden, wenn man heute in diesem Staat gewöhnlich das Junkerparadies zu erblicken pflegt. Denn dadurch wird die christliche Ritterlichkeit eines anderen deutschen Landes um die ihr zustehende Anerkennung schändlich betrogen. Gewiß ist Preußen die ausgekehnteste Domäne und der eigentliche Rückhalt des gesammten deutschen Junkerthums. Aber in flüssiger Vollendung, bis zum heutigen Tage beinahe völlig unbeeinflußt von förenden Nebeneinwirkungen, ist die Idee des Junkerthums unter aus Fleisch geworden nicht in Preußen, sondern in dem Lande des Ochsenkopfes. Mecklenburg durfte sich in der Vergangenheit wie noch jetzt rühmen, die wahren „Bier und zwanzigender“ der deutschen Antiquitätie“ herzugebracht zu haben: seit bald vier Jahrhunderten machten die Obotriten-Junker an der Spitze ostelbischer Adelszivilisation. Es wäre also der selbst bei einem jüngsten Ueberblick über die Verdienste des deutschen Adels um den Bauer eine geradezu überzeugliche Unterlassungsfürde, den deutschen Gan mit Stillschweigen zu übergehen, in dem die blasse Blume der ritterlichen Romantik in neueren Zeiten ihre schönsten Blüthen getrieben hat.

Mecklenburg ist ein ebenso junger Bezirk des Deutschen Reichs, wie Brandenburg und das übrige

Ostelbien, und wir sind daher über die nähere Umstände seiner Christianisierung und Kolonialisierung nicht viel unterrichtet. Es gehört schon eine Phantasie dazu, um ein romantisches Schauspiel daraus zu machen. Der welfische Sachsenherzog Heinrich der Löwe, der die Germanisierung Mecklenburgs in die Wege geleitet hat, stand zu dem heiligen Odontitenfürsten Niflot, der sein Lehnsmaut geworden war, lange in den allerbesten Beziehungen. Intimal er dessen bedeutende Tribute sehr gebrauchen konnte: es war, wie der zeitgenössische Mönch Helmold in seiner „Slavengeschichte“ sich ausdrückt, „seine Rede vom Christenthum, sondern blos vom Gelde“. Erst als der Welse Löwe seine Hände gebracht hatte und damit in Wettkampf mit Dänemark getreten war, erwachte sein Appetit auf die Ostseeeliten und demgemäß sein frommer Eifer. Heinrich fiel nun ohne Umstände über die ahnungslosen Niflot her, der 1160 im Kampfe sein Leben verlor. In das mit Feuer und Schwert eroberte Land strömten seitdem Massen von Ansiedlern, theils Slamen, theils Sachsen, sowie zahlreiche sächsische Dienststaaten, um es dauernd in Besitz zu nehmen. Die Obotriten freilich wehrten sich verzweifelt ihrer Haut, und ihr Führer, Niflots Sohn Bribislaw, brachte 1164 den deutschen Einwanderlingen eine schreckbare Niederlage bei, die zur Folge hatte, daß Heinrich der Löwe sich entschloß ihm das Land als Lehn zu übertragen. Obwohl sich also eine slavische Dynastie im Lande — bis heute — behauptete, vollzog sich der Amalgamierungsprozeß zwischen den einheimischen Obotriten und den zugewanderten Deutschen doch in der Weise, daß die Letzteren Erstere aufzogen und in Sprache, Glauben, Recht und Wirtschaft Mecklenburg ihren Stempel aufdrückten.

Wir finden hier also während des späteren Mittelalters in allem Wesentlichen das nämliche Bild wie in den angrenzenden Gebieten Ostelbiens. Die Bevölkerung besteht in ihrer Masse aus freien, wohlhabenden Bauern, die ihre erblichen Güter genauso nachgewissermaßen sozialen Normen beherrschten. Die recht geringfügigen Abgaben und Lasten, die sie zu tragen haben, dienen zur Besteitung der Staatsausgaben und werden zum Theil direkt an die zwischen den Bauern wohnenden reisigen Dienstmänner entrichtet, denen sie in einem vorwiegend naturalwirtschaftlichen Zeitalter als Besoldung für ihre Kriegsdienste zustehen. Deshalb aber besteht von Haus aus nicht das geringste Abhängigkeitsverhältnis zu dem Ritter: gleichberechtigt steht der Bauer ihm gegenüber. Der Zustand des Landes war damals ein so blühender, wie bislang noch nicht wieder. Die Bevölkerungsziffer war höher, als selbst heute, wo die Industrie bereits ihren Einzug in Mecklenburg gehalten hat, und vor ungefähr einem halben Jahrhundert bemerkte ein mecklenburgischer Schriftsteller über sein Land, daß man überall auf großen Feldmarken, besonders in Holzungen, die Spuren verschwundener Dörfer finde. Woher der traurige Wandel, der sich also seit dem Mittelalter in Mecklenburg vollzogen haben muß?

Den ersten furchtbaren Schlag bedeutete für die mecklenburgischen Bauern die Einführung der Reformation, die hier der Zeit nach ungefähr mit dem großen Bauernkrieg in Südw. und Mitteldeutschland zusammen fiel. Weil die mecklenburgischen Bauern noch nicht in dem Maße, wie ihre Standesgenossen im Mutterlande, die schwere Faust der Herren zu führen bekommen hatten, sondern sich noch in äußerst erträglichen Verhältnissen befanden, so dachten sie nicht im Traume an eine revolutionäre Erhebung. Das hinderte aber den Güstrower Dompropst Antonius Wardenberg durchaus nicht, seinem Gebieter, dem Herzog Heinrich in Schwerin, von Rom aus 1525 den weisen Ratsschlag zu geben: „Allen Bauern in Oberdeutschland nimmt man die Waffen fort und zwinge sie in eine schlimmere Knechtschaft, als sie je gekannt haben. So muß es auch in unseren Gebieten werden, damit sie nicht die Hörner emporheben.“ Dass der Kastanadratz des geistlichen Biedermanns nur politische Henscherei war, beweisen die gleichartigen Vorgänge in seiner Heimat. Hier

Anzeigen-Beilage für das illustrierte Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt.“

Nr. 34

Für den Annoncenheft der „Neue Welt“ ist weder die Redaktion noch der Verlag des Blattes verantwortlich. Alleinige Inseraten-Annahme durch Heinr. Eisler, Hamburg und Berlin. Preis pro gespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum Mk. 1,25.

1902



Remontoir-Uhren, garantiert gutes Werk, 6 Rubis, schönes, starkes Gehäuse, deutscher Reichstempel, 2 echte Goldränder, Emaille-Zifferblatt. Mk. 10,50. Dieselbe mit 2 echten silbernen Kapselfen, 10 Rubis Mk. 13.

Schlechte Waare führe ich nicht. Meine sämtlichen Uhren sind wirklich gut abgezogen und genau reguliert; ich gebe daher reelle 2-jährige schriftliche Garantie. Versand gegen Nachnahme oder Postentgeltung, Umtausch gestattet oder Geld sofort zurück, somit Bestellungen bei mir ohne jedes Risiko. Reich illustrierte Preisliste über alle Sorten Uhren, Ketten und Goldwaaren gratis und franko.

S. Kretschmer, Uhren, Ketten und Goldwaaren, Engros Berlin 415. Neue Königstraße 4. Reelle und wirklich billige Bezugssquelle für Uhrmacher und Wiederverkäufer.

Haarwuchs

Neuwachsthum der Haare. Keine Kahlheit mehr. Das prachtvolle Kopfhaar von herrlicher Naturfülle erzeugt einzig nur mein nach drztl. Vorstr. Haar-Kraftwasser bereites Haar-Kraftwasser

natürlicher Kräuterhaarmöhrstoff. Bestes Haarpflegemittel b. Haarausfall, Schuppen und Jucken der Kopfhaut, zur Aregung der Nerven. Macht das Haar dicht und schwer, wunderbar lang und weich. Stark! mächtig die Haarwurzeln, erwacht das Haar zu neuem Leben und bewirkt vollen, kräftigen Haarwuchs. Das Beste bei schwach entwickelten, dünnen Haar der Kinder. Lägl. Anerkennungen über lichteren Erfolg. Fl. III. 2. (Fl. III. 250). Nur bei Otto Reichel, Berlin, Eisenbahnhstr. 4.

* Neu und praktisch *

für Damen!

Friemat Dutzend 80 Pf. empfiehlt meine aus echtem Menschenhaar in all Farben u. Nuancen hergestellt. patentiert. (D.R.-P. 132229) nicht rauh werdend. Haarknoten, Flechten und Puffenfrisuren, dieselben bleiben jahrelang glatt und brauch. wed. gefümmt noch 4 Mo. an. Preis von 4 Mo. an. Emil Höllerling, Hamburg.

Gesichtshaare.

Haare an Händen und Armen entfernt auf dem. Wege — schmerzlos und für immer — Depilator. Berichtet die Haarwurzeln allmälig aber sicher und vollständig. Der Haut völlig unschädlich. Dose A. 2. für starke Wuchs A. 3. Porto 25 Pf. Nur bei Otto Reichel, Berlin S. 95, Eisenbahnhstr. 4.

Direkt von der Fabrik!

Komet-Fahrräder seit 1886 rühmlichst bekannt, schon von Mk. 78 an mit Garantie. Illustr. Cataloge gratis. franco. Komet-Werke, Act.-Ges., Dresden. Fabrik von Fahrrädern u. Zubehörtheilen mit Versand an Private.

Billigste Bezugsquelle für

Cigarren

100 Stück
3 A-Cig. 2,-, 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
4 " 2,60, 2,80, 2,90, 3,-"
5 " 2,20, 3,40, 3,60, 3,80 "
6 " 1,20, 1,50, 1,60, 1,80 "
8 " 5,20, 5,40, 5,60, 5,80 "
10 " 6,-, 6,50, 7,-, 7,50
Musterbücher von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedene Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, stehen zu Diensten. Carl Streubel, Dresden-A. Wettinerstraße 13/14. Sofort sich jeder Interessent den neuen Musterkatalog franko zufinden.

Sanatogen

für die NERVEN.

Broschüre auf Wunsch gratis und franko von Bauer & Cie., Berlin SW. 48.

Rathgeber für Frauen

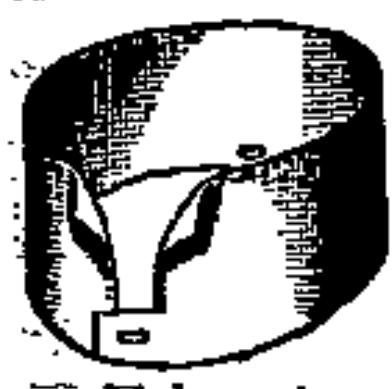
Soeben 10. Auflage erschienen. (Illustrirt.) Nur zu beziehen gegen A. 1,10 (Briefmarken) von Verfasserin, früher Hebammme, Wwe. E. Schmidt, Berlin SW. 4, Ritterstr. 49. Versandhaus hygien. Artikel. Katalog verschl. 20 A.



wirklich gut und billig rauchen? So bestellen Sie meine oben abgebildete Marke: Universal Nr. 73 für den spottbilligen Preis von 5 Mark pro 500 Stück, oder 9 Mark pro 1000 Stück franko, per Nachnahme. Die Marke ist mit Sonnentra oder Tabak gedekt, in schönen Klappfiltern verpackt und sehr beliebt. Um Sie von der Preiswürdigkeit meiner Fabrikate zu überzeugen, füge ich noch 30 Zigaretten und ein interessantes Buch mit Preisliste gratis bei.

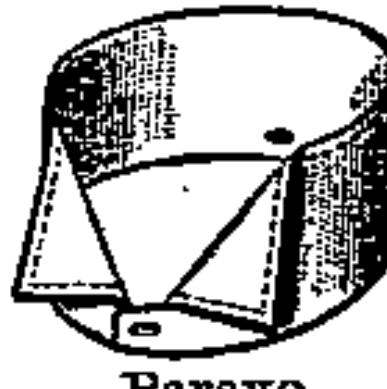
Garantie: Rücknahme oder Umtausch, daher kein Risiko.

P. Pokora, Zigarren-Fabrik, Neustadt i. W.-Pr., 79D.



Mey's Monopol-Stoff-Wäsche

(Kragen, Manschetten und Vorhemden)



Parayo Dutzend Mk. 1,10

empfiehlt sich ihres praktischen Werthes halber, da man sie nach dem Gebrauch wegwarf.

Sie ist der feinen Leinenwäsche täuschend ähnlich, da sie mit einem leinenähnlichen appretierten Webstoff überzogen ist. Jeder Kragen kann bis zu einer Woche getragen werden. Die eleganten Façons (weit über 100), welche bei richtig gewählter Kragengröße immer tadellos passen, die enorme Billigkeit, das Dutzend Kragen schon von 40 Pfennig an, empfehlen sie zu einem Versuch.



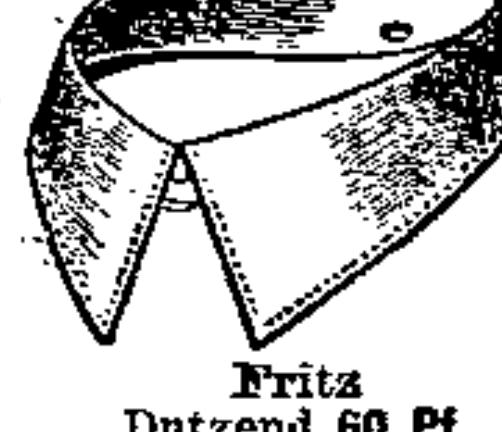
Stuttgart Dutzend 75 Pf.



Darwin Dtzd. Paar Mk. 1,20



Figaro Dtzd. Paar Mk. 1,10



Fritz Dutzend 60 Pf.

Cägliche Production der Fabrik ca. 20,000 Dutzend.

Wer immer elegante Kragen, Manschetten und Vorhemden bei grösster Billigkeit und ohne die Abhängigkeit von der Wäscherin und Plätterin tragen will, der lasse sich den Special-Catalog von Mey's Stoffwäsche kommen, welcher gratis und portofrei an Jedermann gesandt wird.

Versand-Geschäft Mey & Edlich, Leipzig-Plagwitz.

Special-Detailgeschäfte der Fabrik:

Berlin W. Potsdamer Str. 1.

Hamburg Neuer Wall 69a.

Leipzig Neumarkt 20/22.



Irrigatoren, kompl. A. 1,50. Neuheit! heizbar A. 3,50. Damenbinden, Dtzd. 50 Pf. 70 Pf. A. 1. Gurtel dazu 30 u. 50 Pf. nach Dr. Fürst A. 2. Neuheit! Bruchbänder ohne Feder.

Prospekte gratis.

Illustrierte Preisliste franco.

JOS. MAAS & Co.
Gummiwaren- und Verbandstoff-Fabrik
BERLIN 71, Oranienstrasse 105.

Anosmin-Fusswasser

ist das wirkamste Mittel gegen Fußschweiß, macht denselben vollständig geruchslos, ohne die Schweißbildung zu unterdrücken, erhält eine normale Transpiration, erfreut die Fußhaut und stärkt die Füße. Kann niemals schädlich wirken, ist vielmehr von großem Vortheil d. Gesundheit. Fl. A. 1,50. Anosmin-Streubalzen gegen Hand und Fußschweiß, feuchte Hände. Dose A. 1,- Otto Reichel, Berlin S. 95, Eisenbahnhstr. 4.



Wollen Sie
eine wirklich preiswerte u. doch billige Cigarre rauchen, dann, bitte, bestellen Sie sofort bei uns. Wir sind durch günstigen Abschluss in der Lage, unsere vorzügl. „Dock-Cigarre“, hochf. Marke, tadeloser Brand m. Borneo-Deck 200 St. f. M. 500 St. f. M. 16 zu offerir. Ebenso unsere berühmt „Importa“ 300 St. f. M. 7, 500 St. f. M. 10, 1000 St. f. M. 18. Alles franco geg. Nachnahme. Garantie: Umt. od. Betr. zur Gebr. Scheufele, Nürnberg 2a.

Die weltberühmten preisgekrönten Wiener Zieh-Harmonikas erzeugt Joh. N. Trimmel WIEN VII/3, Kaiserstrasse 74. Man verlange Musterbuch gratis.

Sommersprossen

verschwinden schnell, gründlich u. unfehlbar nur durch mein einzig sicheres Spezialmittel. Garantiert unschädlich. Franco gegen Mk. 2,50 (Briefmarke, oder Nach.) nebst Lehrbuch: „Die Schönheitspflege“. Sündende Dankesreden über grossartige Erfolge. Otto Reidel Berlin 95. Eisenbahnhstr. 4.

Für Hand- und Maschinenstickereien reelle vortheilhafte Sorten, empf. preisw., auch a. Private. Must. gratis. PAUL LODE, Mühlenhause i. Th. G.



Wir bieten Ihnen Vortheile,

die Sie wo anders nicht erhalten, lassen Sie sich daher sofort unseren 1902-Katalog über fertige Fahrräder, ferner Gummireifen, Pedale, Ketten, gespannte Räder, Kettenräder, Lenkstangen, Sättel, ferner sämtliche Theile für und fertig emalliert und vernickelt zum Selbstzusammenstellen guter Fahrräder kommen, welchen wir umsonst und portofrei versenden.

Vertreter an allen Orten gesucht.

Fahrräderfabrik in Deutsch-Wartenberg Nr. 20.

Größte Gewinnchance

bietet gesetzl. erl. Serienloose. Abwechsl. Haupttreffer

600 000,

300 000, 240 000, 210 000 etc.

Jedes Los ein Treffer!

Jedes Jahr 14ziehung.

Nächste ziehung 1. September.

Monatsbeitr.: A. 3,-, 5,50, 10,-.

Anmelde. bef. umgehend

Stefan Schuster sub No. 203, Berlin 0.17.

Umsonst zur ersten Sendung eine hochfeine Tabakspeise im Wert von A. 1,50-2. Offerte 4 A. Tabak nur A. 2. Wer einmal bestellt, bleibt Kunden, da die Wels allein d. Bett. werth ist. Otto Neuland, Postlagernd Winterstein (Herzogth. Gotha).

Süssrahm-Cafelbutter

täglich frisch. Netto 9 Pf. franco Nachnahme A. 9 sendet C. Jorwick, Kamionken b. Regellen (Ostpreussen).

Harz-Käse

söhne, haltbare Waare, rettende unter Nachnahme in Kistchen zu 100 Stück. Post. 80 Stück A. 2. Bei grösseren Bezügen verlange man Offerten.

Franz Willke, Harsum, Käsefabrik mit elektrischem Betrieb.

Buchführung lernen Sie.

leicht u. schnell briefl. b. Louis Schuster, Forst, St. 2. 78. Probekarte umsonst.

Lungenleiden und Schwindsucht heilbar!

Ausführliche Broschüre mit Berichten von Aerzten und geheilten Kranken über diese Heilmethode versendet die Chemische Fabrik

Dr. Hofmann Nachf. in Meerane 161 (Sachsen) gratis und franco.

Kaffee-Abschlag

nur in Holland!

Holland. Compagnie für Java-Kaffee-Export Maastricht 303 (Holland) versendet Postkolli von 10 Pfund echten, garantirt feinsten, frisch gebrannten Holländ. Java-Kaffee geg. Nachnahme von Mk. 9 verzollt franko in's Haus.

NB. In Deutschland ist der Ladenpreis für gleiche Qualität mindestens Mk. 1,40 pro Pfund!

Bildschön!

ist ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weisse, sammetweiche Haut u. blendend schöner Teint.

Alles dies erzeugt:

Radebeuler Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co.,

Radebeul-Dresden.

Schutzmarke: Steckenpferd.

Die Konkurrenz wirklich erschlagende Mäntel à A. 5, bei 5 Stück à A. 4,50. Gr. Schlüpfchen. Bent. A. 2,70. Gar. Jurück. Ohne Kiste. Neue Räder A. 70. Motorwagen A. 300. Preträbd. A. 400. Sauer. Dierdorf, Rheinl.



14 Tage zur Probe

verdiente Seher überstehende Haushaltssäge
Haarschneidemaschine „Atlas“
mit 2 Zuschneideblättern, um die hoare 3, 7
und 10 mm lang schneiden zu können, mit
gerader Gebrauchsform, sehr ger., zu nur
5 Mk. vor Stück unter Nachnahme. Werden
will und darf die Maschine in keinen Haushalt
fehlen? 1. Mit der „Atlas“-Maschine
kommt jede ungeübte Person sofort die Haare
schneiden. 2. Bei 2 Schnäbeln haben Sie in
1/2 Jahr die Profischnitte verdient. 3. Der
geringe Preis ermöglicht es, daß ein Seher
in der Lage ist, eine Maschine zu befreien.
Haushaltssäge ausserst empfehlenswert.

Hax Vollbach, Haan, bei Solingen,
Nr. 583.
Stahlwarenfabrik und Versandhaus.
Garantiechein: Nichtgefallenes zurück
in über zahle des Betrag reizt.

+ Magerkeit +

Schöne, volle Körperperformen durch unser
Dietrichs-Kräuterzucker, preisgekrönt,
goldene Medaille Paris 1900. Hygiene-
Ausstellung und goldene Medaille Hambur-
g 1901; in 6-8 Wochen bis 30 Pfund
Unterdruck, garantiert unschädlich. Streng
rest - kein Schwund. Beste Dampf-
schreiber. Preis: Karton A. 2. Post-
anweisung o. Rechnahme mit Gebrauchs-
anweisung. Hygienisches Institut
D. Franz Steiner & Co.,
Berlin 170, Königgräberstraße 29.

Echtung!

Wer ein Freund einer sehr guten
Zigarette ist, der lasse sich sofort zur Probe
eine Zigarette (100 Stück) seine

Vorstenlanden- Cigarren

zum Preise von 6,- Mark kommen.
Wer einmal diese Cigarre verucht
hat, wird niemals mehr davon abgehen.

M. Hoffmann,
Frankfurt a. M., Stollbergstr. 15.

„Superior“-Fahrräder

find auch für die
Saison 1902
die neuen und
frischen Fahrräder
als jedes Son-
derfahrräder.
(S. A. 26 mit weiteren Ausführungen, auch
über mechanische, technische, praktische,
welche ich pro Cigarre schon von A. 18
zu liefern. Preismarken von A. 10,
Werbemarken von A. 30 an.
Hans Hartmann, Eisenach 223.

Reiner, guter Wein

Weißwein u. 60 A. 1,- per Liter,
Weißwein u. 70 A. 1,- im Glas
Weißwein u. 90 A. 1,- 1/2 Liter ab
und darüber in Gläsern ab 70 A.
85 A. und 11.

Peter Köhl, Mainz,
Weinhandlung (Gesellschaft)
Königstraße 100, Mainz.

Jeder, den das Wohl seiner Kinder zu
berken liegt, lasse das Buch:

Krischen der Familienlasten,
Jahresgärtner etc.

50. Aufl., 218 Seiten stark.
Preis 1A. 20,- ohne, mit Marke.
J. Lüdin & Co., Verlag, Berlin.

Gegen offene Füsse!

Waden, Flecken!
Ausschlag, Jucken etc.!
Sehr bewährtes Haus-
mittel dieser letzten Jahre
ausprobiert und hergestellt
Apothekermeisterischen
Vulcania-Fräzariate

Vulcania-Greise A. 1, Rhei-
nschwimmöl A. 1, Seite
50 A. und Blende A. 1,20.
1. Vulcania-Salve, für
eine zweitümliche Kur kostet A. 5,50
Kunstschuhmacher durch den Fräzari
Apotheker

Grundstein, Berlin SW. 24

Kunstschuhmacher 10.
Deutscher Ringweg von Frankfurter
Rathaus bis Brücke, Münchener
Brücke je 25, Potsdamer, Vaterland je 20,
Walde, Landwehr je 100, Bismarck, Zel-
lynd je 40, Gruselje 17,50, ehemalige
Thierweltstraße 7,5, Feist 300 gr.

Für den Sattlermeister

Jeder Dame wird als ein ganz vorzügliches Hilfsmittel zur Erlernung und Ausübung der Schneiderei empfohlen: das bereits in
6. Auflage **Viktoria-Lehrbuch** der Damenschneiderei zum
erschienenen **Original-Zuschneide-Tableau**. Preis 1,50 Mark. Gegen Ein-
sendung von A. 1,50 (auch in Briefmarken) oder unter Nachnahme direkt zu
beziehen von **Otto Laucks, Leipzig**.

Dieselbe Firma liefert für je A. 1,50: Die 3 neuesten Rocksnitte,
die 3 neuesten Blousensnitte, die 4 neuesten Ärmelsnitte, die 3 neuesten
Jacketsnitte, die 4 neuesten Bolerosnitte. Alles mit Modebildern; die
neueste Empire-Kleid-Grundform A. 1,-; den neuesten Schlepprocksnitt
A. 1,- Komplette Schnittmustermappe für Brautwäsche-Ausstattung A. 2,50.
Komplette Mappe für Damengarderobe A. 2,-

Briefmarken-Preisliste
mit ca. 20.000 Preisen gratis.
Ankauf und Verkauf von
Sammlungen u. Einzelmarken.
Philipp Kosaek
Berlin C. Bürgste. 8, am Königl. Schloss.

Buchenstühle, Abbildungen
gratuit.
Gustav Ad. Köhler, Gablenz.

Bitte zu beachten!
Goldene Medaille Paris 1885. Prämiert Münster 1894.
Dankschreiben des Fürsten Bismarck an den Erfinder.
Das älteste und beste Hausmittel gegen alle Magenbeschwerden, Magenkatarrh,
Magenkrämpfe, Appetitlosigkeit, Harfeibigkeit, Kopf- u. Z. ist und bleibt der
seit vielen Jahren bekannte, magenstärkende, appetitregende Z. durch 10 Arzte
und 6 Gutachten von Gerichts-Chemikern empfohlene

A. Hellmich's Lebens-Bitter
mit der Schutzmarke:
Portrait des Erfinders im Namen des Reichs von Rechts wegen.
Allein echt nach dem Original-Rezept des verstorbenen Erfinders A. Hellmich an-
geferichtet und verkauft zu A. 1,25 die Flasche ohne Porto, 3-4 Flaschen a. A. 1,25
franco, 10 Flaschen für A. 10 bei Franko-Zusendung vom
Fabrikanten Ferd. Böhle in Dortmund (Westfalen).
Druckfach in französischer und englischer Sprache. Broschüre gratis.
Zum Ende von Auerstättungsschreiben. — Vertreter gesucht.

Pianos v. A. 450 an, 10jährige Garantie,
Harmoniums von A. 90 an.
Freie Probefreizeitung.
Kleine Räten.
man unseren
Catalog eingesehen, der
gratis u. franko versandt wird.
Hofpianofabrik Roth & Junius, Hagen i. W. 138.

Fahrräder.

eröffnungs-
deutsches Fabrikat.
Sole Garantie.
Rohell 1902, elegant
und bauernhart.
mit Gelenksteuer.
Preis von A. 75,50 an
bis zu den jetzt neuemodifizierten
und probe Selen-Räten ausgezeichnet.
Garmisch mit Garantie, komplette
Sattel A. 1,50, Sattelh. } Garantie
mit Sattel-Sattel A. 3,25 } A. 17,75
Preislinien einzusehen.
Richard Ladewig, Bremerhaven N. 50.

Händler und Häusler

erlangt Preisliste über Stahl-,
Bands-, Zeder- und Stahlbänder,
Seile u. alle einschlägigen Artikel von
Wilhelm Sonnenberg
Sonneberg, Sonnenberg, Hohenwarte 24, Spez. Einzel-
Seile mit f. Hand, Hausrat, Web- u.
Mühle. Zeit überzahl. geg. Koch.

Sie müssen lehrreich. Buch über
Sava-Siberia, extra feiner, großbohniger
gelber Kaffee, roh, 2 pfd. 100 Pf., hoch-
fein gebrannt, a. 100 Pf., versendet
franco in 10 Pf.-Säcken.
R. Oeschmann, Konstanz 557.

Zehn Jahre seines Lebens

bügt nach ärztlicher Berechnung Derjenige ein, der täglich
eine kleine Tasse starken Kaffee genießt!

Wir warnen vor solchem „guten“ Kaffee und empfehlen
zur Stärkung und Anregung den wohl schmeckenden, sich durch
höchsten Nährwert auszeichnenden Kakao.

Den ersten Rang unter allen deutschen Kakaos nimmt
unbestritten der

doppelt entölte Reichardt-Kakao

ein, das Erzeugniß unserer Firma, der größten deutschen
Kakaopulver-Fabrik

Kakao-Compagnie Theodor Reichardt

Fabrik: Hamburg-Uhlenbek.

Einzelverkauf in folgenden Versandabtheilungen:

Seite SW 12, Sommerstraße 22, Berlin 1, Sennestadt 1, Sauerländerstraße 9/10, Castell, Kölnischestraße 14, Danzig,
Im St. Stephani-Hof 6, Bremen 3, Grunerstraße 2, Ecke Birkenstraße 10, Frankfurt a. M., Seil 53,
Zehnhoferstraße 34, Görlitz, Weimarerstraße 2 und Große Ulrichstraße 4/5, Hanover, Wipperbaum 38 b, Bonn, Große
Gute Unterstraße, Bremen, Theaterstraße 15, Ecke Bernhardstraße, Bremen, Am Halberg 19, Posen,
Sülzenhof 2, Berlin, Im Berliner Vor 4, Stuttgart, Königstraße 31a.

Reichardt's doppelt entölte
Kakao werden zu Fabrik-
preisen direkt an Private
verkauft und versandt.

Kakao-Marken.

Pfeimig	Mk. 1,40
Eaos	" 1,60
Economia	" 1,80
Hamerus	" 2,-
Sanitas	" 2,-
Helios	" 2,20
Doppel	" 2,40

Dadurch, sowie durch die
unerreichte Ergiebigkeit des
Reichardt-Kakao werden we-
sentliche Ersparnisse erzielt.

Paris 1900 Sicherster Erfolg! London 1900
gold. Med. gold. Med.

garantiert, giftfrei sofort
wirkende waschechte
Haar-Farbe

aus haartölk. Pflanzen-
stoffen; Carton enthält.
3 Fl. für ca. 1 Jahr aus-
reichend. A. 3,50.

Bart- und Frisir-Cream
aus haartölk. Pflanzen-
stoffen, beförd. überrasch. d.

Bartwuchs,
façonnirt zugleich Bart- und Kopfhaar.
Nur sicht aus der chemischen Fabrik
zu Dresden-Blasewitz

Dr. v. Werlhof & Feige.

**HAMBURGER
CIGARREN**

Vortheilhafteste Bezugspunkte

5 bis 6 Pf. Cig. 100 St. 2,50 bis 4.

7 " 8 " 100 " 4,20 " 5.

10 " 12 " 100 " 6 " 9.

Nachnahmesendung ab 500 Stück porto-

frei. **C. Albrecht,** Import-H.

Hamburg NW, Kaiser Wilhelm

Neueste illustrierte Preisliste g.

Große Posten

künstliche Blumen

sollen schnell verkauf werden

Probekarte nur Mk. 5,-

Manufaktur künstlicher Blumen

Hermann Hesse, Dresden-A., Scheffelstr.

Ernst Reinh. Voigt

Markneukirchen Nr. 727.

Beste und vortheilhafteste Bezugspunkte

für Musik-Instrumente aller Art

Neuester Katalog gratis.

Zum Lachen!!

neuestes
Scherz-
Instrument der
fidele
Dudelsack
von Jedermann nach bei-
fallig. Anleitung sofort zu
spielen, f. allerlei Scherze,
überhaupt wo man herzlich
lachen will. P. St. 1,75, 4 St. (Quartett)
zum Kranklachen, 6,50, 6 St. zum Todt-
lachen 9,50 Mk. franco. Nachn. extra
Gotthardt Hayn, Breslau, 2. D.

Cigarren — Gratis.

(Grosses Format, keine Cigarillos.)

Wir geben jedem bis auf Weiteres:

50 Cigarren gratis bei Bestellung von 150 Cigarren
aus guten Tabaken für Mk. 4,95. Wer einmal
bezogen, bestellt wieder.

Versand gegen Nachnahme unfrankirt.

Bei Bestellung v. 450 Stck., 500 Stck. frko. für Mk. 12,50.

Hamburger Cigarren-Versand

Kielerstrasse 75 * Hamburg * Kielerstrasse 75

Kaffee! Kaffee!

Sava-Siberia, extra feiner, großbohniger
gelber Kaffee, roh, 2 pfd. 100 Pf., hoch-
fein gebrannt, a. 100 Pf. versendet
franco in 10 Pf.-Säcken.

Gustav Gudeking, Hamburg 42.

J. H. Garisch, Büstenfabrik,
Berlin 2, Stallschreiberstr. 22.

Kein Laden. Kein
Händler. Langfahrt.
Gudmann. Billigste
Bezugspunkte.

Lieferant für Wieder-
verkäufer, empfiehlt
Büsten n. Mod. keine
Unprobe mehr nötig,
son. verstellb. Büsten.
Gudmann. Preis v. A. 7,50
an ohne Stand. v. A. 2
an Manverl. Preis-
liste, welche gratis
versandt wird.

Man hilft sich
v. werthlos. Fabrikat.

Gran Oberkriegs-
gerichtsrath i. Han-
nover schreibt: Be-
zugnehmend auf Ihre

Postkarte teile ich Ihnen mit, daß ich
mit der von Ihnen geferteten Büste
sehr zufrieden bin. Dieselbe ist je-
gorfältig und gut ausgearbeitet,
so daß sie jede Unprobe erspart.

Geber lese den „Rathgeber“
von Dr. Becker. Preis nur Mk. 1,-
per Nachnahme A. 1,20.

„Buch über die Ehe“
von Dr. Ettau. Anstatt A. 2,50 nur
Mk. 1,50

reformierten" nämlich Fürst und Adel gemeinsam als Land, d. h. der Landesvater teilte seine zerstörten Finanzen auf den Domänen und die Junker erweiterten ihren Grundbesitz, indem beide Theile in solchem Einvernehmen die katholische Kirche entigneten und den fetten Bissen brüderlich unter sich teilten. Die Hauptleidtragenden bei dem idyllischen Prozeß waren die Bauern, indem ihrer an die Bierausland von den Junkern „gelegt“ wurden, womit nun für die rauhsttigen Junkergeschlechter der Folgezeit ein bedeutsamer Präzedenzfall geschaffen war. Natürlich erfolgte der Sturz des mecklenburgischen Landtums aus dem goldenen in das eiserne Zeitalter nicht unvermittelt. Vielmehr bereitete sich das

Die Legung der Bauern auf dem Kirchengut war bloß der erste Schritt dazu und die erste Breche, die in das erbliche Recht des Bauern auf seine Huse gelegt wurde. Nachträglich mußte nun der sogenannte Rechtsboden geschaffen werden, und dann konnte, sofern es vortheilhaft war, der begonnene Expropriationsprozeß lustig weitergehen. Während der letztere bis in die neueste Zeit gewährt hat, bis schlechterdings nichts Erhebliches mehr zu schlucken war, ist das juristische Fundament in einem ungefähr hundertjährigen Zeitraum von der Reformation bis zum westfälischen Frieden solide gelegt worden.

(Schluß folgt.)

den sie alle haben, ganz vergessen, nur jene oft gemachten Funde aus einer längst vergangenen grauen Vorzeit erinnern uns immer wieder daran. Es ist der einfache Stein, aus dem sich in der Hauptsache des Menschen technische Hilfsmittel heraus entwickelt haben. Auch die beiden anderen Naturreiche liefern im Holze sowie im Knochen und Horn einige Material, kamen aber meist erst später in Frage. Nur der einfache Stock, der Knüppel, spielt neben dem geworfenen Stein seine Rolle als Urwaffe, beider bedienen sich schon die höheren Affen. Es sind diese Urwaffen auch zu hohen Ehren gekommen: im Szepter (bez. Marschallstab) und Reichsapfel. Während der Mensch der frühesten Zeit, der



Huf der Weide. Nach dem Gemälde von Rudolf Konopa.

Berhängnis schon seit Langem vor. Aus dem Ministerialen war schon seit Jahrhunderten ein mächtiger Basall geworden, der — in den Ständen vereinigt — den Daumen auf dem Geldbeutel hielt und von den stets geldbedürftigen Landesherren ein Zugeständniß nach dem anderen erpreßte, vor Allem ihnen, wie es in Brandenburg geschehen war, allerlei staatliche Funktionen und Recht abkaufte, um sie für den privaten Vortheil nutzbar zu machen. Das ging natürlich auch hier auf Kosten des Bauern, der dadurch an immer zahlreicherem Stricken der Abhängigkeit vom Junker festgelegt wurde. Bei allem aber war der Bauer noch frei und im erblichen Besitz seiner Scholle. Ihm die Freiheit zu nehmen, gewann der Adel dadurch Handhaben, daß er immer mehr an Stelle der Staatsgewalt die wilde Vorstellung repräsentirte; ihm das Land zu rauben, bekam der Junker ein Interesse, seit er der Kriegsdienste so ziemlich ledig geworden war und sich nun in der Abgeschiedenheit des Mittelalters ökonomischer Ausnutzung seines Grundbesitzes widmete, wobei ihm dieser als vergrößerungsbefähigt erschien.

Der Stein in der Kulturgeschichte.

Von Bruno Sommer.

I. Der Stein als Werkzeug und Waffe.

Benjamin Franklin hat den Menschen als ein Werkzeuge machendes Thier bezeichnet; man kann ihn ebenso gut ein künstlich bewaffnetes Thier nennen. Denn ein prinzipieller Unterschied zwischen Werkzeug und Waffe ist nicht vorhanden. Das Grabschwert, das Messer, das Beil, die sogenannten friedlicher Beschäftigung gebraucht haben, werden auch heute noch sofort zur Waffe, wenn der Mensch durch ein wildes, gefährliches Thier oder auch von seinem Gleichartigen bedroht wird. Noch mehr ist beim Wilden, dem sogenannten Naturmenschen, Werkzeug und Waffe eins, weil seine gesamte Thätigkeit noch nicht spezialisiert ist, Arbeit, Stand, Jagd, Krieg noch eins sind.

Unsere hochgesteigerte Technik, die so kunstvoll und so zweckmäßig hergestellten Werkzeuge, die wir zur Zeit besitzen, lassen den armelosigen Ursprung

kann von der Entwicklung Geschaffene, seinen Bedarf an thierischen Nahrungsmitteln gleich dem Alffen aus jenem Kreise kleiner, meist faßblättriger Thiere bezog, die im Bereich seiner Hand waren, befand er sich den größeren, reißenden Thieren gegenüber allein im Falle der oft nutzlosen Vertheidigung mit eben diesen Händen. Aber das allein Organischen ungewohnde Naturprinzip der Erhaltung der Art bewirkte, daß der Mensch gelegentlich gemachte Erfahrungen sich durch Nachdenken zu Nutze zu machen suchte. Mit Stock (in seiner praktischsten Form als „Keule“ auftretend) und geworfenem Stein lernte er endlich sich selbst größerer Thiere zu erwehren und sie unter günstigen Verhältnissen, insbesondere durch Zusammenhalt, Organisation, auch zu erlegen. Dass er ihre Feindschaft mit Gleichen vergalt und die Getöteten aufzäß, wird ihm Niemand verdenken, und die hierdurch, im Gegensatz zu seiner bisherigen Niederjagd gewonnenen bedeutenderen Mengen von Nahrungsmitteln, sowie ihre größere Leckerheit bewogen ihn wohl, aus der Vertheidigung zum Angriff überzugehen.

Von diesem Augenblicke an kam man wohl sagen, daß der bloße thierische Selbsterhaltungstrieb in die menschliche Lebensfürsorge überging, welches Prinzip als Begleiter für alle weiteren Fortschritte der Menschheit anzusehen ist.

Freilich machte das Verkleinern eines größeren Thieres dem verzungarmen Menschen nicht geringe Schwierigkeiten. Hier kommt weder der Fingernagel, noch der eigene Zahn oder das Horn, der Hauer eines Thieres, deren man sich kleineren Lebewesen gegenüber bedienen konnte, genügende Dienste leisten. Aber die Natur bot für diese Zwecke andere, sonst unbeachtete, höchst gefürchtete Dinge, insbesondere scharfe Muscheln oder eben solche Steine, deren Wirkung der Mensch durch Verletzung des eigenen Körpers wohl meist schon praktisch erprobt hatte. Insbesondere war es der weit über die Erde verbreitete harte und spröde Feuerstein, der, wenn er vom Menschen zu Vertheidigungszwecken geschlendet wurde, beim Aufprall auf einen ähnlich harten Gegenstand in scharfe, schneidende Stücke zerbrach und wegen dieser Eigenschaft überall die Aufmerksamkeit auf sich zog. Es genügte ein geringes Nachdenken dazu, solch schneidendes Steinsplitter mit Absicht anzufertigen; überall, wo der Mensch Feuerstein fand, ist er zu seiner Verarbeitung gelangt; alle unsere schneidenden Werkzeuge sind Variationen dieser Urform. Im Meißer, Meißel, Bohrer, Schaber, in der Axt und der Säge hat er sich Mittel geschaffen, die genau wie seine Naturwerkzeuge: Zähne, Nügel, Finger, nur kräftiger wirken. Man hat das „Projektion der Organe“ genannt.

Die Verbindung des Stodes mit dem Stein war der zunächst eintretende Fortschritt der menschlichen Technik. Der wichtig niedersetzende Stoß ist auch nur eine Organprojektion: der verlängerte menschliche Arm. Wie der Mensch mit dem in der Hand gehaltenen Stein die Kraft und Festigkeit seiner Faust vermehrt und sie so brauchbar gegenüber harten Früchten &c. gemacht hatte, so vermehrte er nun die Kraft des Stoßes in der gleichen Weise. Er verhinderte weiter, nicht durch zähe Konzentration, einen geeignet geschnittenen Stein mit einem Stoß, der Hammer war erfunden und der Mensch konnte jetzt selbst größeren Thieren furchtlos entgegentreten. Nur der Stein, wie wir oben gesehen, mit scharfer Schneide oder Spize versehen, dann hatte man ein sehr gefährliches Werkzeug oder eine Waffe, Dinge, die noch vielfach heute als Waffe und Waffen benutzt werden. Wir erinnern uns an das im Gürtel steckende Handbeil des Sloren und den Tomahawk des Indianers. Der Streitkolben der ägyptischen Könige und der Morgenstern des deutschen Ritters sind Abkömmlinge dieser Urwaffe.

Mit dem Stiele versehen hatte der Stein auch eine größere Schwungkraft erhalten, er wurde in dieser Gestalt auch eine sehr gefährliche Wurfwaffe, die bei den Nordgermanen kurz im Gebrauche war. Erst aus dieser Erfahrung heraus hat sich wohl die einfachere Waffe der Steinwälender gebildet.

Durch fortgesetzte Arbeit mit Feuerstein gelangte man endlich zu der, übrigens nicht allzu schwierigen, Tötigkeit, nicht bloß schneidende Klümpchen herzustellen, sondern beliebige praktische Formen herzustellen: Axt, Dolch. Indem man nun das kleinere Dolchmesser mit dem verlängerten, aber für Waffen unempfindlichen Arm aus Holz verband, erhielt man die Lanze, die sich auch sehr leicht als Wurfwaffe gebrauchen ließ. Desgleichen besaß man längere Stöcke an einer Seite ganz mit scharf und scharfem befestigten Steinplättchen (an der Meeresküste wohl auch mit Knochen und zarten Zahnen großer Fische), so entstand eine Art Schwerter, die besonders in Amerika und der Südsee zu Hause sind. Man hat sich oft gewundert über jolche unheimlich gezeichnete Waffen, die nicht keine größere Wirkung haben als ein fröhlicher Stoß, aber vielleicht liegt ihre besondere Wirkung eher darin, zwar langanhaltende Wunden herbeizuführen, aber nicht den Tod. Aus ebenjeweiligen Gründen — Angst vor der rücksichtigen Seele — und Angst vor der Blutrache bewarben viele primitivste Völker, selbst noch die heiligen Ewigkrieger, eine Tötung ihres

Feindes; siehmachende Wunden haben jene gefürchteten Folgen nicht. Der zivilisierte Chinesen vermeidet jedoch selbst die Verwundung; lieber schimpft man sich gegenseitig zu Tode.

Als des Menschen steigende Lebensfürsorge weitere Fortschritte bewirkte, an Stelle des Fund- und Jagdlebens hier der Ackerbau, dort die Viehzucht entstand und mehr in den Vordergrund trat, ja, selbst als an einem uns bisher noch unbekanntem Kulturstadium (wahrscheinlich war es die Wiege aller Künste: Babylonien) die Bronze erfunden worden war und ihre Produkte in den Welthandel kamen, fanden die Menschen wegen der Kostbarkeit der letzteren, die vorerst nur zuließ, Schmuck und kleine Stücke anzufertigen, die größeren Steinwerkzeuge noch nicht entbehren. Aber man begann sie schwämmer und aus edlerem Material herzustellen; man fing an sie zu schleifen, höchstwahrscheinlich angeregt durch die zur Herstellung der Getreideförderer benutzten Mahlsteine (Handmühlen), dem ersten, rein friedlichen Werkzeuge. Erst galt es wohl nur, eine wirksame Schneide herzustellen, schließlich aber, mit dem Wachsen von Geschicklichkeit und Muße, schliff man des Unsehens wegen den ganzen Gegenstand. Die mühsamere Arbeit zu belohnen, wählte man schön anscheinende und durch Festigkeit geeignete Steine, insbesondere erschienen sich Nephrit und Jadeit, dichte Hornblendegesteine von meist gelblichgrüner Färbung sehr großer Beliebtheit, und da diese Mineralien verhältnismäßig selten sind, so waren sie schon in der Urzeit, roh oder geschliffen, ein bedeutender Handelsartikel.

Um diese Zeit lernte man auch Hämmer und Axté mittels thierischer Röhrenknochen, wahrscheinlich unter Beihilfe von Wasser und Sand, zu durchbohren und gewann damit eine weit sicherere Verfestigungsweise des Schaftes als früher; auch wir haben ja bis heute noch nichts Besseres erfunden können. Man nennt diese Periode der geschliffenen Steinwerkzeuge, im Gegensatz zu der älteren der mit zugeschlagnen Steinen, die jüngere Steinzeit.

~~Alle Waffen und Werkzeuge wie oben beschrieben zu sehen, ist heute jedem Bewohner großer Städte vergönnt. Man hat sie, infolge Zufalls oder mittels systematischer Forschung besonders an der Stelle urzeitlicher Wohnplätze oder Werkstätten, zu Tausenden aus der Erde geegraben — neu, zerbrochen, noch gar nicht richtig fertig — und in Museen aufgestellt. Aber erst seit Anfang des 19. Jahrhunderts hat man sie als Artefakte (Ueberreste menschlicher Kunstfertigkeit) erkannt und demgemäß gewürdigt und darum mögen in früheren Zeiten große Mengen unvorderbringlich verloren gegangen sein. Erst vor ca. 60 Jahren gelang es einem französischen Forscher nach Jahrzehntelangem wissenschaftlichen Streite mittels der großen im Sennenhalle gemachten Funde solcher Steingeräthe die gesamte gelehrte Welt zu überzeugen, daß man es bei ihnen nicht mit bloßen Natursteinen, sondern mit menschlichen Produkten zu thun habe. Schlimm genug freilich, daß die europäische örtliche Menschheit vergessen konnte, was schon der altromische materialistische Philosoph Lucretius Carus wußte, der sich in seinem berühmten Gedichte über die Natur der Dinge folgendermaßen ausläßt:~~

~~Letzte Bewaffnung waren die Hände, die Nügel, die Zähne, die Stein' und Knüttel, von Nesten gehau'n in den Wäldern, Lodernde Flammen jodann, sobald mit das Feuer bekannt war. Rauher wurde des Eisens Gewalt und des Erzes entdeckt.~~

~~Früher bekannt war der Bronze Gebrauch als jener des Eisens.~~

Die auf dem Kreuz schon bekannte Verdrängung der steinernen Geräthe durch die metallenen darf man sich, wie schon angedeutet, nicht so schnell vor sich gehend vorstellen wie heute möglich ist, wo die europäische Industrie die wildesten Völker mit ihren Schundprodukten überflutet. Eine jugendliche Steinzeit, von der oft geredet wird, hat es für die Gesamt menschheit ebensoviel gegeben als eine Bronze- oder Eisenzeit, sondern

diese Perioden sind bei den verschiedenen Völkern entsprechend der Entwicklung ihrer Lebensfunktionen zu verschiedenen Zeiten eingetreten. Dennoch noch wenig entwickelte Völkerstaaten können in der Kultur heute noch auf einem sehr alten Standpunkte stehen, wievielmehr war das früheste Asien, Amerika und Afrika in der Steinzeit, während diese für die Römer schon seit ca. 3000, für Deutschen seit ca. 2000, für die Nordgermanen aber erst seit ca. 1200 Jahren vorbei ist. Babylonien und Phönizien und Ägypten standen seit mindestens fünfzig vorchristlichen Jahrtausend auf einer hohen Kulturstufe, dagegen erfahren wir aus Bibel, daß die Israeliten in Palästina um's 1000 noch ganz in der Steinzeit lebten und dazu in einer äußerst rohen. Da sie das eigene Volk fand, das uns aus solcher Zeit eigene Verhältnisse hinterlassen, dürfte eine genauere Betrachtung nicht uninteressant sein.

Israel hatte (nach Richter 5,8) zwar 40 (es scheint dies etwas viel) wehrfähige Männer, aber keiner hatte Schild und Speer, und aus späterer Zeit erfahren wir (aus 1. Samuelis 13,22) daß nur der König Saul und sein Sohn Jonathas Schwert und Speer besaßen; das Volk hatte wahrscheinlich nur Knüttel. Der Erzähler berichtet (in W. 5) ganz glaubhaft, daß die Israeliten die Schneide besaßen und kleinere Eisenwerkzeuge den Phöniziern der Küste bezogen und dort ausbessern lassen mußten, doch bezieht sich das gewiß auf eine spätere Zeit, damals hatten Israel wohl überhaupt noch nichts Eisenisches. Denn die Philister sind kaum besser bewaffnet, wenn Nathan mit seinem Schwert (14,14) zwanzig tödtet kann. Freilich wird diese Geschichte wieder zweifelhaft, da die alte griechische Bibel ausdrücklich sagt, daß die Tötung mit Pfeilen und Feldsteinen geschehen sei. Das Steinewerfen war also die hauptähnlichste Kriegskunst der damaligen Israel, wie uns auch weiter berichtet wird, die hier habe einen gepanzerten Philister — es war der einzige — durch einen Steinwurf getötet (1. Sam. 17). Desgleichen stirbt König Abimelech einen wenig königlichen Tod dadurch, daß ihm bei der Bestürzung eines Thurmes der Oberteil einer steinernen Handmühle auf den Kopf geschlendet wird. Auch Saul ermordet den Fürsten Sisera mit Zeltpflock und Hammer (Richter 5,26). Dem entspricht es ganz, wenn Gideon mit seinen 300 Mann (Richter 6,16 ff.) dem Feinde durch Berghäuschen alter Köpfe Schwertgeschirr vorgeschlagen — eine geniale Kriegslist. Die in der Geschichte erwähnten Bosauen werden wohl auch nur gewöhlische Kinderhörner gewesen sein. Wenn Goliath (Richter 3,16) sich selber ein Schwert anfertigte, zweischneidig und eine Spanne lang, so können wir also fast darauf schwören, daß dies ein Feuerstein und gewesen ist, der aber seinem Zwecke sehr gut diente. Auch bei anderen alten Bibelhelden hört man nichts von Metallwaffen; der Richter Samgar kämpft mit einem Ochsenstiel, Sismon mit einem Gesellstielbacken. Saul wird in der Regel nur mit dem Speer erwähnt, David erwirkt ein Schwert mit List (1. Sam. 21), seine Helden (2. Sam. 21,15 ff., 23,8 ff.) haben nur Spieße und die Bibel hält es der Weise wert, zu erwähnen, wenn sie elterne Spieße besaßen. (Es finden sich in der Bibel auch Erzählungen, wo von vielen Waffen die Rede ist — sie sind aber mehrere hundert Jahre jünger und keine Spiegel der ältesten Zeit.)

Ganz ähnlich wie hier geschildert, waren auch die Zustände im größten Theile von Europa zu der Römer Zeit, woraus sich deren große Erfolge erklären. Im Norden Europas war die primitive Steinwaffe (altnorwegisch ist hamarr: Fels) noch bis in christliche Zeiten im Gebrauch, auch den alten Göttern wurde sie beigelegt (Thor's Hammer).

(Schluß folgt)

Die Ausgestossenen.

Novelle von Jacob Hilditsch. Autorisierte Uebersetzung von E. Brausewetter.

Damals, als Peter vom Berge oder der „Priem-Peter“, wie er in jener Zeit genannt wurde, zum alten Probst Greiner kam, um das Aufgebot für sich und seine Bertha zu bestellen, zog der Probst seine Pfeife fort, gerade auf den Tisch, so daß die Asche über das Ministerial-Buch von Flachbergs Pfarrkirche fiel.

„Sag's noch 'mal, mein lieber Peter; ich hörte gewiß nicht recht!“

Und Peter legte die Hand an den Mund, brachte einlich den Priem heraus und in die hohle Faust mein und von da hinab in die Jackentasche. Dann richtete er sich wieder auf und sagte in der Schriftmache so genau wie möglich seine Litanei wieder, die der Landhändler ihm eingelernt hatte, und sie sich, wie er meinte, so gut ausnahm, daß selbst der Amtshauptmann es nicht besser hätte aufstellen können.

„Ich bin hierher gekommen zum Herrn Probst, um Sie zu bitten, ob Sie so freundlich sein möchten, einmal, wenn Sie Zeit hätten, mich und das Mädchen Bertha Halvorstochter aufzubieten, da wir uns verheirathen wollen, wenn der Herr Probst nichts dagegen haben.“

„So, also ich hörte doch recht? Du willst heirathen, Peter? Und die Bertha Halvorstochter? Ja, ja, ja, Du willst jemand haben, der Dir den Haushalt führen soll? Du willst eine Familie stiften? Ja, ja! Darauf läßt sich wohl Mancherlei sagen, mein guter Peter. Weißt Du, daß Bertha einen Jungen hat?“

„Sie hat zwei Jungen, Herr . . . Herr . . .“ Peter wußte im Augenblick nicht recht, mit welchem Zusatz er den Probst mit „Herr“ zusammen tituliren sollte; er machte eine kleine Pause, schließlich kam:

„Sie hat zwei Jungen, Probst Greiner!“

„Ja, natürlich, zwei, ja! Zwei Stück, ja, ja, zwei Kinder! Ich meinte ja zwei, natürlich; zwei, ja!“

Der Probst wollte nicht, daß Peter meinen sollte, er wußte nicht Bescheid mit seinen Pfarrkindern.

„Sie hat zwei, ja zwei Kinder, Peter! Du weißt es also und willst sie trotzdem heirathen?“

„Ja, denn die Jungen sind ja gleich damals in Armenpflege gegäß'n.“

„Ja, gewiß, ja; aber ich meinte nicht, daß das die Hauptfache wäre; ich glaubte, daß das, daß es zwei Kinder sind, das Entscheidende wäre; es müßte, meine ich, sehr bestimmtend dafür sein, ob man einen so wichtigen Schritt vornehmen soll oder nicht.“

Nein, das begriff Peter nicht; er sah hilflos den Probst an und schob dann seinen Priem wieder in den Mund.

„Vielleicht wollen der Probst denn so gütig sein und . . .“

„Ja, ja, aufzubieten will ich Dich wohl, Peter, und Dich auch trauen; aber mir scheint, es ist meine Pflicht, zuerst mit Dir zu reden. Ich verstehe nicht, woraufhin Du Dich verheirathen willst? Du hast nichts, und Bertha hat doch wohl noch weniger; es kommt doch nur Elend aus dem Ganzen heraus; oder was meinst Du, Peter?“

„Ah sie, de Bertha, hat ja schon so'n paar Sachen; se hat 'ne sehr gute Kommode, 'n paar Stühle hat se auch, und recht feine Kleider hat se sich angekauft!“

„Ja, ja, aber in aller Welt, Peter, das ist doch nichts, um sich daraufhin zu verheirathen! Wo sollt Ihr zum Beispiel wohnen? Wovon wollt Ihr leben?“

„He, wohnen?“ lächelte Peter . . . „Ic werd' selbst dort uf dem Schluchberg bauen; da hab' ich uns' von dem Besitzer des Schluchbergs Boden gekriegt, und etwas Bauholz krieg' ich auch von ihm dafür, bisweilen 'n bisschen für ihn zu arbeiten. De Bertha soll mir bei'm Bauen helfen; se is grad' so tüchtig in der Arbeit, wie 'n Mann.“

Der alte Probst konnte nicht anders, er mußte lächeln.

„Du verlangst heute das Aufgebot, Peter, und hast noch nicht angefangen, das Haus zu bauen, in dem Du wohnen willst.“

„Ach, dat braucht keene lange Zeit, Probst; solch' 'n kleenes Häusle kann man so in drei Wochen oder dergleichen aufbauen, und nu is es ja Sommer, und man kann gut 'reinzieh'n, wenn nur de Wände aufgeführt sind.“

Der Probst fragte sich unter dem Käppchen.

„Ja, ja, Peter, es liegt nicht in meiner Absicht, mich Deiner Verheirathung zu widersez'en; aber ich finde, die Aussichten sind trübe. Du trinkst ein wenig, und die Bertha sieht auch die Flasche; sie hat schon zwei Kinder, gewiß nicht um ihrer Tugend willen; keines von Euch verdient im Überfluss; das Haus, in dem Ihr wohnen sollt, ist noch nicht einmal gebaut, und ich verstehe nicht einmal, womit Du die Hochzeit bestreiten willst.“

Das war der schwierige Punkt, vor dem Peter die ganze Zeit gehängt hatte, nämlich die Ausgaben für die Hochzeit. Er hatte so mancherlei Aussprüche darüber gehört, was man dem Pfarrer geben müßte. Einige hatten gesagt, was ihm eigentlich zukäme, wäre eine Mark und sechzehn Schilling. Andere hatten gesagt zwei Mark, und Bertha hatte gesagt, es wäre eine Krone und acht und keinen Heller mehr. Nun hatte er zwei Mark, die mußte er geben, wenn die Sache schwierig würde; aber könnte er es billiger bekommen, war es natürlich um so besser.

Er stand da und wiegte den Oberkörper hin und her, indem er den Priem im Munde von einer Seite nach der anderen schob.

„Ja, wat soll denn der Probst für seine Müh' häue?“

„Ach, das kommt nicht so genau darauf an, mein lieber Peter; man gibt, so viel man kann; wer viel hat, gibt auch viel, und wer wenig hat, gibt wenig.“

„If häw' seggen hört, der Probst soll eine Mark und sechzehn Schilling häue; nich, weil ic et weiß; aber ic neen', dat könn' ich wohl gäve!“

„Gieb, was Du willst, Peter; es ist gleichviel, ob es über oder unter der rechten Tage ist.“

Peter legte eine Mark und sechzehn Schillinge auf den Tisch.

„Ja, dann sind Se also wohl so gut und bieten uns uf; und wann darf ic dann mit der Bertha kommen?“

„Nein, weißt Du was, mein guter Peter! Du mußt doch wirklich selbst bestimmen, wann Du geheirathet werden willst.“

„Nee, wär' dat passend, Probst? Dat müssen Sie bestimmen, je nachdem, wie et Ihnen gelegen is; ic kann mit der Bertha kommen, wann et sin soll; aber am liebsten einen Sonntag!“

Dann wurde der Sonntag bestimmt, und Alles war in Ordnung. Der Probst saßte Peter's Hand und erinnerte ihn an die schweren Pflichten, die eine wahre Ehe mit sich brächte, und bat ihn dringend, sich eines ehrlässigen, besonders nüchternen Lebens zu versetzen und Bertha Halvorstochter auch dazu zu veranlassen. Peter gelobte es mit Herz, Mund und der rechten Hand, mit der linken schwungvollte er heimlich den Priem wieder aus dem Munde — er nahm ihn immer heraus, wenn etwas Ernstes vor sich ging.

Als er hinausgekommen war, ging er in schweren Gedanken den Dorfweg entlang. Aber ein überaus netter Mann war dieser Probst . . .

Aber drinnen in seinem Zimmer blieb der Probst am Fenster stehen und lächelte. Dann öffnete er die Thür zur Wohnstube: „Mutter! Mutter! Sput' Dich, Du sollst was Neues zu hören bekommen. Ist Mutter nicht da? . . . Ach, Sie Jungfer Hansen, gehen Sie doch in die Kirche hinaus nach Mutter, seien Sie so gut!“

Und die alte Frau kam von der Küche angesegelt.

„Was gibts denn, Vater? Was gibts?“
„Neue Verlobung, Mutter! Neue Verlobung! Kannst Du raten?“

„Was sagst Du, Vater? Es ist doch wohl nicht gar unsere Elise, das liebe Kind? Goll ich das glauben, Vater?“

„Nein, Mutter, es sind Leute aus dem Dorf — unsere lieben Pfarrkinder Priem-Peter und Bertha Halvorstochter. Die mit den beiden . . .“

„Huh, Vater! Daß Du so 'n Gesasel machen kannst und mich auf ein Nichts so neugierig machen!“

* * *

Droben auf dem Schluchberg konnte man Zwei sehen, die ein Stück Land rodeten, Steine schleppten und kleine Baumstämme und alte Bretter heranschleiften. Von frühen Morgen bis zum späten Abend konnte man diese beiden da oben unermüdlich schaffen sehen: ein großes, dorb gebautes Frauenzimmer mit rotem Haar und sommersproßigem Gesicht und einen langen, etwas vorgeneigten Burischen mit zerzaustem Haar, verfilztem Bart und ungewöhnlich langen Armen. Das war der Priem-Peter und die Bertha Halvorstochter, seine Braut, die dabei waren, ihr Nest zu bauen.

Als der Platz gerodet und Steine zur Grundmauer herbeigeschafft waren, schließen sie dort während der Nacht — sie waren ja bereits aufgeboten — und nach und nach erhob sich das Häuschen, vier leere Wände und ein einfaches schräges Dach. Die Holzstämme der Wände waren grau und zersprungen, aber das machte nichts, sie verstopften die Risse mit Moos und schmierten Lehmbhütte hinein, wo sie es im Hause in den Zusammenfügungen durchschämmekten sahen.

Aber am Abend gingen sie, wenn sie den ganzen Tag so gearbeitet hatten, daß ihnen beim Aufrichten rein der Rücken schmerzte, von dem Häuschen fort und besahen es von allen Seiten, stiegen auf die Höhe hinauf, um zu sehen, wie es sich von oben ausnahm, und machten dann einen weiten Rundgang, um seinen Anblick in größerer Entfernung aus allen Richtungen zu genießen.

Schließlich war denn das Häuschen spät an einem Samstag Abend fertig. Peter und Bertha zogen ihre Feiertagskleider an und gingen danu fort nach Bertha's Kommode und den Stühlen. Es war kein großer Einzug, den sie zu machen hatten, und bald abgeihan. Peter setzte die Bettstelle auf und Bertha hängte die Bilder des Lensmanns und seiner Frau auf, bei denen sie einige Zeit Milchmagd gewesen war. Neben der Bettstelle schlug Peter einen Nagel ein und hängte daran sein Gewehr. Bertha schlug darunter zwei Nägel ein, an denen sie ein farbiges Bild vom guten Hirten in schwarzen Papierrahmen und Maria Sinart in vergoldetem gepreßten Papierrahmen aufhängte.

Auf die entgegengesetzte Wand kam Peter's Walberhorn, Schrotbeutel und Jagdtasche über der Kommode; in das Fenster setzte Bertha eine Nische mit zwei Blüthen und weißem Papier um den Topf, sowie eine Tasse aus Porzellan, eine Zuckerschale aus Glas und eine Kaffeetasse mit der Inschrift: „Wohl bekomm's!“ in Schwarz und Gold — alles schon angekommene Hochzeitsgeschenke von den Mädchen auf den Höfen des Hardesvogts und des Lensmanns.

Damit war die Wohnung eingerichtet und beide waren sehr zufrieden; nur eins bedauerte Peter, daß ihr Haus den einen Fehler hatte: die Stange, die die Kappe über dem Herde trug, hätte nämlich aus Eisen sein sollen; aber er mußte einen glattgehobelten Zinnentbaum nehmen, da eine Eisenstange über anderthalb Mark geföhret haben würde. Es war auch zu ärgerlich, daß Eisen so verdammt thener sein mußte — aber kommt Zeit, kommt Rath!

Am nächsten Tage, nach der Kirchzeit, besiegelte

dann der Probst selbst ihre Vereinigung und am Nachmittage kam eins der Mädchen von Hardesvogts, die beiden Mädchen von Lenzmanns, ferner der Schneider Lauritz, Paul von Heidedorf, "Sjales", der Krämer — dessen rechter Taufname "Charles" war — und der Diensthilfe vom Schluchthof, der seine Ziehharmonika mit hatte.

Dann ging der Kaffee und der Getreidekuchen herum und gegen Abend gab es zwei Umgänge von Aquavitpunsch für die Männer und Fleischbier mit Brot für die Frauen.

Der Diensthilfe vom Schluchthof spielte "Söhne Norges" und "Leb' wohl zum letzten Mal". Sjales, der Krämer, erzählte passende und unpassende Geschichten; aber zuletzt geriet er und der Diensthilfe in Streit, als der Eine spielte und der Andere erzählte.

Da sagte der Krämer, wenn man nicht besser spielen könne als der Junge vom Schluchthof, thätte man am besten, überhaupt nicht zu spielen.

Da wurde der Junge mit der Ziehharmonika fuchswild und sagte, er würde einen Hochzeitsmarsch spielen, den er selbst für diese Gelegenheit gemacht habe. Als er ihn aber zu Ende gespielt hatte, lachte der Krämer und sagte, das wäre gar kein Hochzeitsmarsch, sondern die Melodie zu einem hölzlichen Liede, das in einem ordentlichen Hochzeitsraum zu spielen er sich schämen würde. Er hätte es wahrscheinlich auch mit gehabt, um die Braut zu beleidigen.

Als Peter dies hörte, sprang er auf, schlug auf den Tisch und schwor, wenn jemand sich einfallen

sieße, Bertha zu beleidigen, flöge er zur Thüre hinaus und zwirr auf der Stelle, und als dann Bertha ihr Taschentuch vornahm und ihre Augen wischte, erhob Peter sich ohne Weiteres wieder, packte den kleinen Diensthilfen und setzte ihn und seine Ziehharmonika vor die Thüre.

Aber um ein Weilchen stand der Junge den Kopf wieder zur Thüre herein und rief den Mädchen zu, er ginge zum Schulhaus hinab, denn da wäre Tanz heut' Abend, und wenn Eine von ihnen mit wollte, sollte sie kommen. Da sahen die Mädchen sich untereinander an, und als dann eins der Mädchen sagte, sie müsste nach Hause gehen, denn sie hätte nicht länger frei, nahmen alle drei ihre Tücher, bedankten und verabschiedeten sich, und dann gingen sie mit dem Jungen zum Schulhaus hinab.

Der Krämer, der im Stillen das peinliche Gefühl hatte, die Ursache der Störung zu sein, hielt sich verpflichtet, sich desto liebenswürdiger gegen die Zurückbleibenden zu zeigen. Er flüsterte einige Worte mit Peter; dieser nickte, und dann schlief der Krämer Sjales sich hinaus und durch die Haide hinab zu einer der Häuschenhütten unter'm Schluchberg, wo er zur Zeit Nachquartier hatte.

Als er wieder zurück kam, hatte er eine Flasche Brannwein mit, stellte sie auf den Tisch und schlug dem Paul aus Heidedorf und dem Schneider Lauritz auf die Schulter und fragte sie, wen sie am besten leiden könnten, den Diensthilfen auf Schluchthof oder den Kleinen da auf dem Tisch?

Um drei Uhr ging der Paul aus Heidedorf; er

hatte zwanzig Minuten Wegs bis nach Hause; aber nicht vor halb sechs heim.

Um halb vier ging Lauritz, der Schneider; er eine halbe Stunde fort war, kam er wieder zu und bat um noch ein Schnäppchen zur Stärke. Das bekam er; er leerte es, schlug auf den Tisch und schwor, nun würde er nach Hause gehen seiner Frau einen Tanz aufführen, wenn sie unten sollte. Hoho! wie er die zurecht setzen wollte!

Damit ging er davon und legte sich in einen Sommerstall schlafen — aber das so keiner wissen.

Der Krämer Sjales schlief auf der Diele des Hochzeitshauses die Nacht durch, und am Morgen saß er gemütlich und als Frühstück mit den Männern vermaßt. Dann zündete er seine Pfeife an und besah sich die Wohnung genauer.

Er meinte, es müssten ein paar kleine Veränderungen vorgenommen werden. Die Wände waren nicht in der rechten Art arrangirt. Er fragte Bertha höflich, ob er das ändern dürfte; er wäre ja hierhergekommen und hätte Mancherlei gesehen. Bertha stimmte zu.

Als er fertig war, hatte er nur zwei Bilder umgehängt, behauptete aber: es wäre gleich mehr Leben an der Wand, sähe nicht mehr so einfarbig aus, und Bertha fand das natürlich auch.

Sa, ja, so ist es mit Leuten, die umherziehen und Allerlei sehen. Sie bekommen so einen eigenen Schwung und Geschicklichkeit zu Allem!"

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Im Sommer

(Gedicht von)

Sommersonntag ist's und Sonnenschein.
Voller Blumen: Wiese, Hang und Rain.
Blumen dicht bis an des Flusses Rand,
Dessen Spiegel flirrt im Sonnenbrand.

Dunten vor den Hügeln haus an haus
Debut ein Städtchen seine Straßen aus.
Über Wiesen führt ein schmaler Weg
Bis zum steinigenfassen Brückensteg.

Durch der Bäume dunkles Blattgekraus
Schaut ein niedres, abgelegnes haus.

Und ein Bach singt vor dem haus sein lied,
Che es zum Fluss hinab ihm zieht.

Sonne über Baum und Strauch und Feld —
Und wie Frieden liegt's auf aller Welt . . .

Ende der Woche. Nähe und abgeurteilt war sie noch lange gebraucht. Schon gegen Abend war es Zeit zum Abschluss. Da brachte die Sun im Stalle Stoffe, die sehr ja den ganzen Tag noch nicht dranpen gewesen.

Mit Stricken und Seidenzügen fährt sie das Thier aus dem Stoff und tröstet es, nimmt auf die Hoffnungsseite. Sie grüßt die See. Mit dem letzteren Knaule paßt sie noch den jungenen Standort. Die junge Sun hat die beiden strickenen Hände auf den Stoff geprägt und prägt dem betroffenen Knaule Thier zu. Stilles Einmale prägt aus ihrem armen Gesicht, als wollte sie sagen: Sie es Dir nur gut möchten, wie, je viel Zeit haben wir mehr noch!

Gedicht über Rosenschreiber. Für eine der dominierenden Eigenschaften des literarischen Genies gilt keine Ausnahme. Für Deutsche brauchen ja bloss es Gesetz zu denken, um einzugehen, doch große Romantiker nicht seltenweg zur Sache zu führen scheint. Die Gefahr der Überdrörfung liegt freilich sehr, und entweder ist und die meisten Rosenschreiber keine Genie. Eines der besten Beispiele für die Verzerrungen der romantischen Freiheitlichkeit bildet der berühmte englische Schriftsteller Scott, der ja in seinem Leben Schauspieler gewesen war, ferner ein großer

Romanen eine ganze philosophische Bibliothek zusammengeschrieben. Sein Werkzeug war außerordentlich: er gab nämlich bloß den Gedankenreihen älterer Philosophen eine neue Fassung, so daß er selber in einem Brief an einen, über solche Fruchtbarkeit erinnerten Freund offenherzig meint: "Es sind Absichten, die machen mit wenig Mühe; denn ich gebe nur die Vorlage dazu, und die habe ich im Überfluss." Das aber auch auf dem Gebiete wissenschaftlicher Tätigkeit ichtsphilerische Fruchtbarkeit mit eindrücklicher Grundlichkeit und bahnbrechendem Fortschreiten hand in Hand gehen kann, beweist der große Griech Aристoteles, der etwa ein halbes Jahrhundert, wenn nicht mehr, Bücher über philosophische, naturwissenschaftliche und geschichtliche Dinge veröffentlicht hat. Damit steht er auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Literatur wohl einzig, während es dagegen in dem weiteren Felde literarischer Tätigkeit überhaupt noch schnellere Arbeiter, als den großen Einzelnen gegeben hat. Bekannt den Kehrdt schlägt der spanische Rosenschreiber Lopez de Vega, der von geradezu nobelhafter Fruchtbarkeit war. Hat er doch nicht weniger als 21 Millionen und 300 000 Verse gedichtet, hinterlassen, aner einer Masse von Komödien. Nach seiner eigenen Angabe verfaßt Lopez de Vega das spanische Theater mit 1800 vollständigen Stücken und auch 400 "autos" oder teiligen Dramen. Mehr als 100 Lieder, jedes zwischen 2—3000 Versen lang, hat er Stück für Stück in dem beinahe unglaublich kurzen Zeitraum von je 24 Stunden angefertigt. Und wenn man von seinen 72 Lebensjahren 50 voll und ganz für dichterische Tätigkeit in Spanien bringen wollte, so hätte er doch jede Woche ein komplettes Theaterstück hergestellt. Die Erzeugnisse dieser geradezu beeindruckenden Rosenschreiber waren freilich auch durchweg recht dünnhäufiger Natur, so daß Lopez de Vega hentzutage so ziemlich eine vergessene Größe genannt werden muß. Das ist anders mit einem berühmten Schriftsteller englischer Zunge, der dem fruchtbarsten Spanier zwar in Quantität seiner dichterischen Schöpfungen bei Weitem nicht gleichkommt, ihn dafür aber unendlich übertrefft in der Qualität. Es handelt sich um den unbekannten Meister des historischen Romans, um Walter Scott. In den siebzehn Jahren zwischen 1814 und 1831 hat der große Schriftsteller nicht weniger als 48 Romane, Novelle und 21 Bande Geschichte und Biographie veröffentlich. Das macht einen Band für jedes Werkjahr. Man wird sich also leicht nicht irren, wenn man vermutmt, daß einer seiner besten Romane "Weberley", nur die Abende eines einzigen Sommersmonsats gefüllt hat. Auch Scott nutzte freilich seiner Fruchtbarkeit zu viel zu, zumal seit er

bestrebt war, die gewaltige Schuldenlast abzutragen die ihm der Bankrott seines Verlegers aufgeladen hatte. Das führte einerseits zur Veröffentlichung einer Anzahl von Werken, die seines Genius nicht würdig sind, andererseits aber kostete es ihm selber das Leben. In der Nacht gestriger Gestorben ist Walter Scott gestorben, ein beklagenswerthes Opfer übertriebener Rosenschreiber.

Die Züchtung neuer Edelrosen aus Samen war noch vor einigen Jahrzehnten ein sorgfam gehütetes Geheimnis weniger Einigemeindeter. Seit ist das Verfahren freilich allgemein bekannt geworden, aber trotzdem wird es nur von wenigen Rosenfreunden angewendet, und wo es angewendet wird, führt es nur selten zu einem wirklichen Erfolg. Neben Erfahrungen bei der Neuzüchtung von Rosen plaudert ein erfahrener Rosenzüchter in der diesjährigen sogenannten Rosennummer des "Praktischer Rathgeber im Obst- und Gartenbau": Die Schwierigkeit besteht darin, daß die edelsten Rosen wenig Samen aufsezten, und wenn sie schon Samen tragen, dann sind noch wenige von ihnen feinfälig. Aber selbst aus den erhaltenen Sämlingen gehen dann nur im Glücksfalle Roseneinheiten herbor, die die vorhandenen Sorten in irgend einer Eigenschaft übertreffen und darum erhalten zu werden verdienen. Manche weniger vollkommenen, besonders weniger gefüllte Rosen jecen ja leicht Samen an, bei der weltbekannten herrlichen Sorte "La France" gelang es dem Züchter nie, Samenkultivierung zu erzielen, er zweifelt daher, ob die angeblichen Kreuzungen mit La France wirklich von dieser Rose abstammen. Dagegen kann die schönste und beste deutsche Züchtung "Kaiserin Auguste Victoria" zur Samenkultivierung benutzt werden. Der Rose werden die Staubgefäße ausgeschnitten und von einer anderen Sorte, der Vaterrose, wird der Blüthenstaub mittels eines Pinsels oder auf andere geeignete Weise auf sie, die in diesem Falle die Mutterrose darstellt, übertragen. Die Sorte Kaiserin Auguste Victoria, die eine sehr große, rauhweiße Blüthe besitzt, wird jetzt sehr häufig als Mutterrose bei Neuzüchtungen verwendet, und es stammen von ihr bereits einige herborragende Neuheiten ab, welche die guten Eigenschaften der Mutter zeigen, aber eine zarte rothe Farbung besitzen. Nachkommen mit farbigen und leuchtenden Farben wurden indeß bisher noch nicht geworben. Da die Mutter nicht den Hauptanflug auf die Sämlinge ausübt, so sind als solche sehr gute, stark gefüllte Sorten zu benennen. Aber der Sämling hat um so mehr Aussicht, eine vorzügliche Neuheit zu werden, je mehr auch die Vaterrose einer edlen Sorte angehört.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Seite.